

emser
almanach

no. 4

BEITRÄGE ZU
HOHENEMSER THEMEN
KULTURKREIS HOHENEMS

emser
almanach

no. 4

2. JAHRGANG 2001

BEITRÄGE
ZU HOHENEMSER THEMEN

HERAUSGEGEBEN
VOM KULTURKREIS HOHENEMS

Gedruckt mit Unterstützung der

stadtohenems

Umschlagbild:

Das Kaiserin-Elisabeth-Krankenhaus in einer Aufnahme aus dem Jahr 1910

ISBN 3-902249-03-X

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Kulturkreis Hohenems
Kitzingerhaus, Schweizer Straße 15, A-6845 Hohenems
e-mail: kkh@gmx.at
<http://www.kkh.at>

Die Schriftenreihe »emser almanach« erscheint 1–2 mal jährlich.

Schriftleitung: Dr. Norbert Peter

Für den Inhalt der Beiträge ist der jeweilige Verfasser verantwortlich.

Der teilweise oder vollständige Abdruck von in dieser Schriftenreihe veröffentlichten Beiträgen ist nur mit Bewilligung des Kulturkreises nach Genehmigung durch die Verfasser gestattet.

Abonnement:

Die Mitglieder des Kulturkreises Hohenems können die Ausgaben des »emser almanach« im Abonnement verbilligt beziehen. Bestellungen sind an oben stehende Adresse zu richten.

Herstellung und Druck:

Hämmerle Druck Quintessence, A-6845 Hohenems

Inhaltsverzeichnis

Wilfried Küng und Hermann Hyden: Waldlehrpfad am Gsohlweg	5
Josef Nachbauer (†): Hermann Büchele – Zum 150. Geburtstag Aus der »Goldenen Kutschenzeit«	18
Norbert Peter: Josef Parzil, der erste große Gönner zur Errichtung eines Krankenhauses in Hohenems	31
Gilbert Klien: Abschied von Ems – Die Geschichte eines »verlorenen« Liedes	44
Leonhard Glatthaar: Die Emser Tracht – Relikt oder Tradition?	50
Gert Witzemann: Johann Riedmann – Ein ehemaliger Hersteller von Kunstgewerbeartikeln und Spielwaren	62
Anna Drexel (†): Mi Leaba vom Bura bis wiedr zum Bura	67
Leonhard Glatthaar: Der Archivar berichtet...	81
Kulturkreis Hohenems im InfoNet-Austria	82

Waldlehrpfad am Gsohlweg

Der Hohenemser Waldverein konnte nach zweimaliger witterungsbedingter Verschiebung den Waldlehrpfad am Gsohlweg – Langer Rank unter reger Beteiligung der Bevölkerung am Sonntag den 1. Juli 2001 eröffnen.

Der Waldlehrpfad, der zum Thema »Wozu brauchen wir den Wald?« entlang des Weges vom Langer Rank zur Alpe Gsohl mit 12 Schautafeln errichtet wurde, zeigt dem Wanderer und Interessierten die unterschiedlichen Funktionen des Waldes. Gleichzeitig zeigen die Tafeln im Abrutschgebiet der Mure den Sinn beziehungsweise die Arten der Wildbach-Verbauungen.

Neben den Referenten Dipl.-Ing. Wilfried Küng von der Bezirkshauptmannschaft Dornbirn und Hofrat Dipl.-Ing. Hermann Hyden von der Wildbach-Verbauung, Gebietsbauleitung Bregenz, konnte Obmann Josef Mathis verschiedene Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, sowie viele Mitglieder des Hohenemser Waldvereines und Interessierte aus der Bevölkerung begrüßen.





Vortrag von Wilfried Küng

»Wo zu brauchen wir den Wald?«

Der Wald ist mehr als eine Ansammlung von Bäumen, mehr als ein Produzent von Holz. Zum Wald gehören nicht nur Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Pilze, Moose, eine Vielzahl von Tieren, sondern auch der Waldboden, der sozusagen die Grundlage bildet. Der Wald ist somit Lebensraum für viele Pflanzen und Tiere, ein Ökosystem, welches den Endzustand einer natürlichen Entwicklung, der sogenannten Sukzession, darstellt und eine Vielfalt von Funktionen und Leistungen für uns und unseren Lebensraum erbringt. Je nach den Ansprüchen, die an den Wald gestellt werden, stehen unterschiedliche Funktionen des Waldes im Vordergrund.

Wald liefert den nachwachsenden Rohstoff Holz

Der Wald hat eine bedeutende wirtschaftliche Funktion. Er produziert den natürlichen, umweltfreundlichen Rohstoff Holz, der in vielfältiger Art und Weise und für verschiedene Zwecke Verwendung findet. Holz ist ein erneuerbarer Rohstoff, Holz wächst nach.

Die Holznutzung erfolgt bei uns im Einklang mit der Natur auf nachhaltige Art und Weise, ohne das Ökosystem zu belasten. Holz als Biomasse ist ein hei-

mischer und umweltfreundlicher Energieträger, der sozusagen vor unserer Haustüre wächst und bei der Verbrennung nicht mehr CO₂-Treibhausgas freisetzt, als beim Wachsen der Atmosphäre entzogen wurde. Holz verhält sich also bei der energetischen Nutzung hinsichtlich des CO₂-Treibhaus-Effektes neutral. Eine Verringerung der Treibhausgas-Emissionen ist nur durch verstärkte Nutzung erneuerbarer Energiequellen anstatt fossiler Energieträger möglich. In Vorarlberg versorgen bereits 21 Biomasse-Nahwärmanlagen private Haushalte und öffentliche Gebäude mit Wärme und Warmwasser.



Bezirksforsttechniker Dipl.-Ing. Küng bei seinem Vortrag

Holz als umweltfreundlicher Baustoff leistet auch einen wichtigen Beitrag zur Handelsbilanz. Der Export von Holz und Holzwaren ist nach dem Fremdenverkehr in Österreich der zweitgrößte Devisenbringer.

Der Wald gibt Schutz und sichert unseren Lebensraum

Ohne Wald wären im Gebirgsland Vorarlberg weite Teile überhaupt nicht besiedelbar. Der Wald schützt Siedlungen, ganze Talschaften, Straßen und andere Einrichtungen und hat daher gerade bei uns eine besondere und nicht ersetzbare Funktion hinsichtlich des Schutzes vor Lawinen, Steinschlag,

Muren, Hochwasser und Erosionen. Den Wert des Waldes hinsichtlich seiner Schutzfunktion kann man in etwa erahnen, wenn man bedenkt, dass 1 Hektar (100x100m) »harte« Lawinerverbauung zirka 5–8 Millionen Schilling (363.365–581.380 €) kosten. Vorarlberg hat etwa eine Waldfläche von 90.000 Hektar, davon entfallen zirka die Hälfte auf Schutzwald. Ein flächendeckender Ersatz der Schutzfunktion des Waldes durch technische Verbauungen ist unfinanzierbar, ganz abgesehen davon, dass durch technische Maßnahmen gar nicht alle Schutzfunktionen des Waldes, wie zum Beispiel Hochwasser- und Erosionsschutz, ersetzt werden könnten.

Der Wald speichert und reinigt Wasser und schützt vor Hochwasser

Derzeit ist viel die Rede von den hochwertigen Wasserressourcen in den Alpen und möglichen Exportchancen. Das Wasser ist eine entscheidende Grundlage für das Leben und der Wald steht in engem Zusammenhang mit dem Wasser. Wald und Waldboden filtern, reinigen und speichern Wasser und somit ist der Wald Voraussetzung für eine einwandfreie Wasserqualität. Wald dosiert aber auch die Wasserabgabe und gleicht Hochwasser-Spitzen aus und leistet somit einen wichtigen Beitrag zum vorbeugenden Hochwasserschutz.

Der Wald produziert Sauerstoff und reinigt die Luft

Mit Hilfe von Sonnenlicht, Aufnahme von CO₂, Wasser und Mineralstoffen produziert der Wald Holz und gibt dabei Sauerstoff an die Umwelt ab. Der Wald ist also auch ein Sauerstoffproduzent. Er filtert Schadstoffe aus, er gleicht Temperaturen aus, er bietet Schutz vor Wind, er dämpft Lärm und wirkt als Klimaregulator. Andererseits kommen auf den Wald durch die drohende kurzfristige Klimaänderung Probleme mit derzeit in keiner Weise vorhersehbaren Folgewirkungen und Folgeerscheinungen zu. Der Wald hat sich nach der Eiszeit den »langsamen« klimatischen Veränderungen angepasst und sich zu einem Ökosystem entwickelt, welches auf äußere Einflüsse reagiert und diese auch bis zu einem bestimmten Grad ausgleichen kann. Die von den Menschen verursachte Klimaerwärmung, Stichwort Treibhauseffekt, erfolgt in wesentlich kürzeren Zeiträumen, sodass der Wald, bei dem eine Generation mehrere hundert Jahre dauert, in seiner Anpassungsfähigkeit überfordert ist und in eine Stress-Situation gerät. Wir wissen nicht, wie sich die Klimaänderung auf die Waldgrenze, auf die Baumartenzusammensetzung, auf die Schädlingsentwicklung und vor allem auch auf die Niederschlagsentwicklung und die Zunahme von Witterungsextremen auswirken wird. Klimaforscher sind sich heute weitgehend darüber einig, dass extreme Witterungsereignisse wie Stürme und Starkniederschläge in Zukunft gehäuft und mit verstärkter Intensität auftreten werden.

Der Wald ist Lebensraum für Tiere und Pflanzen

Der Wald ist Lebensraum für eine Vielzahl von Tieren und Pflanzen und hat eine wichtige Naturschutz- und Generhaltungsfunktion. Eine österreichweit durchgeführte Studie über die Naturnähe der Wälder hat gezeigt, dass gerade in Vorarlberg der Anteil an naturnahen Wäldern sehr hoch ist. In den vielfach klein strukturierten Wäldern Vorarlbergs hat eine kleinflächige, naturnahe Waldbewirtschaftung schon eine lange Tradition – Stichwort: Plenterwald.

Die Bewirtschaftung der Wälder erfolgt nachhaltig, das heißt, es wird in Summe nicht mehr genutzt als nachwächst, die Produktivität und biologische Vielfalt bleiben erhalten. Zum Teil wird aber der Zuwachs bei weitem nicht genutzt und die Wälder überaltern und müssen daher zur Erhaltung und Verbesserung ihrer Funktionen dringend verjüngt werden. Diese Entwicklung kann besonders in Schutzwaldlagen zu negativen Auswirkungen führen.

Der Wald ist Erholungsraum

Der Wald wird auch zunehmend als Erholungsraum genutzt. Immer mehr Menschen suchen Ruhe, Erholung, Entspannung, aber auch sportliche Betätigung im Wald. Neue Trendsportarten drängen auf den Markt und in den Wald. Eine starke touristische Nutzung des Waldes kann jedoch das Wild beunruhigen und den Wildlebensraum weiter einengen. Das Wild wird vermehrt in abgelegene und schlecht begehbare Schutzwaldstandorte zurückgedrängt. Untragbare Wildschäden in den Schutzwaldregionen sind die Folge. In dieser Frage bedarf es vermehrter Aufklärungsarbeit und eines verstärkten Problembewusstseins. Oft sind sich die Erholungsuchenden der Wildbeunruhigung und deren negativen Auswirkungen nicht bewusst.

Wozu brauchen wir also den Wald?

Der Wald hat für uns Menschen einen Mehrfachnutzen. Mit dem Wald- und Naturlehrpfad des Hohenemser Waldvereines soll auf die angeführten günstigen und **für uns Menschen unverzichtbaren, unersetzbaren und auch unbezahlbaren Leistungen und Wirkungen des Waldes** hingewiesen werden. Es soll Verständnis für die Abläufe in der Natur, für das Entstehen und Vergehen, für Kreisläufe und Zusammenhänge geweckt werden. Es soll das Bewusstsein, dass der Wald für uns Menschen eine entscheidende Lebensgrundlage darstellt, gestärkt und die Waldgesinnung gefördert werden.

Vor einigen Jahren hat das Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft im Rahmen seiner Öffentlichkeitsarbeit einen kurzen und einprägsamen, vor allem aber sehr treffenden Slogan kreiert, nämlich:

Wald

Wir Alle Leben Davon!

Wie verjüngt sich der Wald?

Von Natur aus wäre Vorarlberg, Österreich, ja ganz Mitteleuropa zum größten Teil mit Wald bedeckt. Ausgenommen wären natürlich Moorflächen, Seenflächen, die Felsstufen und auch die Flächen oberhalb der Wald- und Baumgrenze. Das bedeutet also, dass der Wald die natürliche Pflanzengesellschaftsform ist und das Endglied in der Sukzession (Klimax-Gesellschaft) darstellt. Die heutige Waldverteilung beziehungsweise Bewaldung hängt stark mit der Landnutzung des Menschen zusammen. Hauptsächlich für Siedlungen, Verkehrswege und landwirtschaftliche Nutzung wurde Wald gerodet.

In der letzten Eiszeit wurde der Wald beziehungsweise sämtliche Vegetation weit in den Süden zurückgedrängt, zum Teil bis ins Mittelmeergebiet. Nach der Eiszeit konnten die Pflanzen wieder einwandern. Voraussetzung hiezu ist jedoch, dass ein Substrat, ein Boden vorhanden ist. Die Bodenbildung geschieht in der Art und Weise, dass Gestein physikalisch und chemisch verwittert und somit die Grundlage für die Besiedelung durch einfache Lebewesen geschaffen wird. In weiterer Folge setzt die biologische Verwitterung ein; die Bodenbildung geht immer weiter voran, sodass nach den einfachen Lebewesen immer anspruchsvollere Tiere und Pflanzen das Gebiet besiedeln können. Auch auf den Windwurf- und Borkenkäferschadflächen hier in Hohenems konnte man sehr gut beobachten, wie vor allem auf den großen Kahlflächen in den tieferen Lagen sich eine Pioniervegetation, beispielsweise aus Weiden, Birken, Erlen, Bergahorn, eingestellt hat. Wenn der Boden aufbereitet ist, verjüngen sich später anspruchsvollere Baumarten. Äste, Nadeln und Blätter, sowie im Wald verbleibendes Holz wird durch eine Vielzahl von Kleinstlebewesen mineralisiert und so wieder als Nährstoff für den Wald verfügbar gemacht (Nährstoffkreislauf).

Zur Wald-Verjüngung allgemein:

Grundsätzlich verjüngen sich die Wälder, die im Gleichgewicht sind, von Natur aus selbst (Naturverjüngung). Ist das Gleichgewicht aber gestört, können Verjüngungshemmnisse auftreten. So kann beispielsweise ein überhöhter Wildstand der Naturverjüngung abträglich sein, ja sogar zum gänzlichen Ausfall der Verjüngung führen. Der Wald wird immer älter, er lockert immer mehr und mehr auf und die Fläche vergrast. In diesem Fall hilft oft nur noch die Aufforstung und der gleichzeitige Schutz vor Wildverbiss. Wenn möglich sollte der Wald natürlich verjüngt werden. Eine Aufforstung ist nie so gut wie eine Naturverjüngung, weil bei der Naturverjüngung sich nur solche Pflanzen ansamen, die autochton (aus dem Gebiet stammend) und an die standörtlichen Verhältnisse angepasst sind. Sind Aufforstungen dennoch notwendig, so ist bei den Pflanzen auf die richtige Herkunft (Höhenlage, Wuchsgebiet, Grund-

gestein, Exposition) und auf eine gute Pflanzung (meist Lochpflanzung) zu achten.



Hier auf dieser Tafel sehen wir auf der zweiten Hälfte, wie Waldbäume beerntet werden. Sobald die Zapfen reif sind (Samenjahr), kommen Baumsteiger und ernten die Zapfen. Im Pflanzgarten werden dann aus den Zapfen die Samen gewonnen (Klengung) und in Pflanzbeeten ausgesät. Nach drei bis fünf Jahren sind die im Pflanzgarten angezogenen Pflanzen so weit, dass sie ausgehoben und im Wald zur Aufforstung verwendet werden können. Neben der Wahl der richtigen Herkunft ist bei der Aufforstung im Schutzwald auch der Kleinstandort von besonderer Bedeutung (zum Beispiel Schutz der Jungpflanze unter dem Baumstock).

Sind abgestorbene Bäume wirklich tot?

Bäume können zwar sehr alt werden, sie wachsen aber »nicht in den Himmel«, sondern sterben – wenn sie nicht vorher genutzt werden – irgendwann ab. Wenn ein Baum abgestorben ist, setzt langsam ein Verrottungsprozess (Mineralisierung) ein. Zahlreiche Insekten, Pilze und andere Lebewesen sind an der Zersetzung beteiligt. Im Totholz leben viele Insekten und andere Kleinlebewesen, die zum Teil auf der roten Liste stehen oder als gefährdet einzustufen sind. Es ist

daher aus Gründen des Natur- und Artenschutzes besonders wichtig, dass auch Totholz im Walde belassen wird, nicht nur liegendes Holz, sondern auch stehendes Totholz. Abgestorbene Bäume sind Lebensraum für zahlreiche Tiere (zum Beispiel Spechte, Käfer) und Pflanzen (zum Beispiel Pilze, Moose). Abgestorbene Bäume, bei denen beispielsweise der Borkenkäfer schon ausgeflogen ist, müssen nicht unbedingt aufgearbeitet werden, sondern können als Totholz belassen werden – ein Beitrag zum Naturschutz.

Ist der Schutzwald gefährdet?

Wie bereits eingangs erwähnt, hat der Schutzwald besonders bei uns im Gebirgsland Vorarlberg eine sehr hohe Bedeutung. Der Wald schützt Siedlungen und Infrastruktur. Durch Ausdehnung der Naturraumnutzung werden die Anforderungen an den Schutzwald immer größer. Andererseits wird der Schutzwald durch Umweltbelastungen und Wildverbiss beeinträchtigt, sodass zum Teil die Schutzfunktionserfüllung den Anforderungen nicht mehr entspricht. Durch ein unausgewogenes Wald-Wildverhältnis können sich Schutzwälder nicht mehr oder nicht mehr ausreichend verjüngen. Boden- und bestandesstabilisierende Baumarten fallen aus, der Wald überaltert und wird lückig, die Schutzfunktion nimmt ab und aufwändige Sanierungen – im Extremfall Verbauungen – werden notwendig. Nach dem Vorarlberger Jagdgesetz muss pro 50 ha angefangener Waldfläche ein Vergleichszaunpaar zur Beurteilung des Einflusses von Wildverbiss auf die Verjüngung eingerichtet werden. Die Auswertungen dieser Vergleichszäune zeigen ganz klar, dass wir besonders in den Schutzwaldlagen noch erhebliche wildbedingte Verjüngungsprobleme haben.

Nun zum nächsten Teil der Tafel, beziehungsweise zum nächsten negativen Einfluss auf den Schutzwald. Das Thema Waldsterben und neuartige Waldschäden ist mittlerweile aus den Medien verschwunden. Dem Wald geht es aber nicht merklich besser. Zum Teil wurden Maßnahmen zur Reduzierung von forstschädlichen Schadstoffen erfolgreich umgesetzt (zum Beispiel bei Schwefeldioxyd), andere – wie Einführung des Katalysators – wurden durch Zunahme des Verkehrs kompensiert. Der äußerst komplexe Ursache-Wirkungsmechanismus von Schadstoffkombinationen auf das Ökosystem »Wald« ist noch nicht restlos geklärt. Der Wald zeigt nach wie vor diese neuartigen Waldschäden in Form von Kronenverlichtungen, Vergilbungen und Abnahme der Vitalität bis zum Absterben. Gleichzeitig werden die Bäume auch anfälliger für biotische Schäden. Verstärkt beziehungsweise überlagert wird der Schadensverlauf noch durch bestimmte klimatische Erscheinungen, wie beispielsweise lange Trockenheit.

**Vortrag von Hermann Hyden
zu den Schautafeln der Wildbach- und Lawinenverbauung,
Gebietsbauleitung Bregenz**

Die Verbauungstätigkeit der Wildbach- und Lawinenverbauung in Vorarlberg hatte ihren Ursprung im Raum Hohenems und zwar vor 109 Jahren mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages am 30. Dezember 1892 zwischen Österreich-Ungarn und der Schweiz »über die Regulierung des Rheins von der Illmündung stromabwärts bis zur Ausmündung desselben in den Bodensee«.

Dies war der Grundstein für die Tätigkeit des Forsttechnischen Dienstes für Wildbach- und Lawinenverbauung. Kaiser Franz Joseph hat seinerzeit um etwa 1850 eine österreichische Delegation nach Frankreich beordert. Diese hat dort unter der Führung von Seckendorff die großen Aufforstungsbestrebungen in der Hochprovence, in den Pyrenäen und auch in den Hochalpen studiert. Er hat damals einen großartigen Atlas gezeichnet und damit für die Nachwelt dokumentiert. Anlässlich eines Besuches zum 150 Jahre-Jubiläum, an dem ich teilnehmen durfte, wurde dem Chef der französischen Wildbach- und Lawinenverbauung ein solcher kaiserlicher Atlas überreicht. Mir stellte sich bei dieser Gelegenheit die Frage, ob es über die erste Verbauung im Raum Hohenems für das Emsbach-Bridler-Gebiet ebenfalls so hervorragende Zeichnungen gibt. Wir sind fündig geworden und haben sie auf diesen Schautafeln dargestellt. Die Luchsfalle hat im Jahr 1892 wie auf der Waldlehrtafel abgebildet, ausgesehen. Dieses historische Foto wollte ich unbedingt einbringen. Die dazu gehörigen Konsolidierungsbauten sind ebenfalls dargestellt. Wenn man sich vorstellt, dass das Material beim Murenabgang aus dem Emser Kugelbach und aus dem Luchsfallenbach am 27. April 1896 am Schluchtausgang zur Ablagerung kam und dass die Stadt Hohenems direkt am Schuttkegel des Emsbaches liegt, so kann man sich die Bedrohung für die Stadt Hohenems drastisch vorstellen. Diese Bedrohungen sind auch im Gefahrenzonenplan der Stadt Hohenems dargestellt.

In Hohenems haben wir drei große Risiko- beziehungsweise Rutschgebiete. Im Einzugsgebiet des Gsohlbaches sind zirka 300.000 m³, im Bridlergebiet ebenfalls zirka 300.000 m³ und im Kessel der Finsternau zirka 400.000 m³ Geröll und Erdreich in Bewegung.

Man kann sich vorstellen, wie viele Sperren und Stützwerke im Hinterland von Hohenems stehen und notwendig sind, um einigermaßen diese Murenpotenziale abzustützen. Von Dornbirn weiß ich es, dort stehen zirka 5000 Wildbachsperren im Hinterland, davon 2000 allein im Steinebach-Einzugsgebiet. Hohenems wird in etwa mit der gleichen Größenordnung nicht viel dahinter stehen. Bei den ersten Verbauungen hat man 122 Steinkastensperren gebaut,



Skizze über die Wildbach-Verbauung in Hohenems mit Luchsfalle im Jahre 1892 und ökologischer Schutzwasserbau an der Belzreute-Mure vom Jahr 2000





Neuverbauung im Abrutschgebiet am Gsohlweg

26 Drahtschottersperren, 52 Grassperren, 145 lfm Steinkastenleitwerke, 250 lfm Schalenbauten, 3150 lfm offene Gräben und 700 lfm Sickerschlitze.

Das Ganze hat damals 22.000 Gulden, 83.705 Kronen und 127.670 Schilling gekostet (heutiger Geldwert zirka 36 Millionen Schilling – 2,6 Millionen €). Das kommt daher, dass immer wieder Währungsreformen dazwischen waren und die Verbauungen immer weitergegangen sind.

Interessant ist, dass diese Konsolidierungsverbauung noch heute Bestandteil der Wildbachstrategie ist. Heute verbauen wir auch mit moderneren Methoden. Auf der zweiten Tafel ist dargestellt, welche Anforderungen man heute an die Wildbachverbauung stellt. Heute kommt der wichtige Aspekt der Ökologie hinzu, sodass gerade am Schuttkegel am Rand von Ortsbereichen versucht wird, die Ökologie zu wahren, um größere Retentionsbauwerke hinter die Gefährdungsbereiche zu stellen. In Gebieten mit stark abfallenden Gebirgen, wie in Dornbirn und Hohenems, kann man jedoch solche Verbauungstechniken nicht direkt übernehmen. Hier verbaut man noch wie eh und je, also wie vor hundert Jahren, mit Holzbautechniken.

Der Gsohlweg war nach dem Murenabgang im Belzreutebach gänzlich weg. Sie müssen sich vorstellen, dass ein großer Geröllteil mit zirka 15.000 m³ Schutt noch im Hang hing und den darunter liegenden Ortsteil Belzreute bedrohte. Als erste Maßnahme haben wir diesen Geröllkeil mit zirka 2000 m³ Steinkastenstützbauwerken in drei Monaten verbaut und unterfangen. Im Durch-

schnitt haben hier vier Leute mit Großmaschinen gearbeitet. Man hat uns das nicht geglaubt, dass wir hier die Wegverbindung auf die Gsohlalpe noch im selben Jahr wieder herstellen könnten. Auch der Gsohlwirt wurde eines Besseren belehrt.

Den Bewohnern von Belzreute kann ich zusichern, dass wir hier noch mehr vorhaben. Leider ist uns das Geld ausgegangen, da das Sofortbauprogramm mit zirka 5 Millionen Schilling (363.364 €) begrenzt und im Herbst aufgebraucht war. Wir werden unter der Stützverbauung noch weitere Querwerke einziehen und im Unterlauf in der Belzreute wird ein moderner Regulierungsverbau ausgeführt werden. Heute versucht man über Retentionsbauten (Dosier-, Sortierwerke) das Geschiebepotenzial abzufangen. Dadurch kann man natürlich den Bach durch ein Schwemmkegelgebiet ökologischer ausrichten und zum Beispiel durch Querrampen mit offener Sohle durchgehend ökologisch gestalten.

Was die Wildbachverbauung in Hohenems aber in den letzten Jahren mehr bewegt, ist die Arbeit in den Einzugsgebieten. Wir arbeiten derzeit an zwei flächenwirtschaftlichen Projekten am Schwarzenberg und am Staufen zur Sanierung der Windwurf- und Borkenkäferschadflächen und zur Stabilisierung der Schutzwälder. Den forsttechnischen Teil deckt jeweils die Forstbehörde ab.



HR Dipl.-Ing. Hyden beim Vortrag über die Wildbach-Verbauungen

Diese Projekte am Schwarzenberg und am Staufen verschlangen jeweils zirka 60 Millionen Schilling (4,36 Millionen €), welche nur in den Wald gegangen sind. Wir haben diese beiden Berge schalenwildfrei gestellt, also hier wird scharf gejagt. Wenn vorher die Jäger nur zehn Stück Wild erlegt hatten, so konnten wir in einem Jahr 74 Stück erlegen. Wir versuchen den Wildstand zurückzuhalten, damit eine natürliche Waldgesellschaft entstehen kann. Dennoch wollen wir die Weißtanne aus den vorerwähnten Gründen bevorzugen und versuchen, dass diese 3 bis 4/10 Anteile erhält, der Laubholzanteil sehr hoch ist und der Fichte höchstens noch 3/10 Anteile verbleiben.

Man muss sich vorstellen, dass nach der großen Sturmkatastrophe $\frac{1}{4}$ des Hochwaldes am Boden gelegen ist. Das Wasser in den Lediquellen war doppelt so stark kontaminiert und die Filter wurden stark beansprucht, um diese Verunreinigung herauszufiltern. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hat man gesehen, welchen Wert der Wald in diesem Einzugsgebiet hat. Wir haben dann diese Arbeiten rasch in Angriff genommen und ich glaube, der Erfolg wird uns ziemlich sicher sein. Die Kulturen kommen gut hoch, auch die Weißtanne gedeiht aufgrund des verminderten Wilddruckes gut.

Im Zuge dieser flächenwirtschaftlichen Maßnahmen wurde erstmals eine Bodenuntersuchung durchgeführt. Über das untersuchte Areal haben wir im Quadratraster ein Punktenetz darübergerlegt, wo die Aufnahmen getätigt wurden. Derzeit sind wir mit der Forstbehörde dabei das Ganze umzusetzen. Wir wollen diese Studie, die ein Wiener Bodenkundeinstitut gemacht hat, auch durch eine Forstuniversität prüfen lassen. Einige Punkte aus dem Ergebnis dieser Bodenuntersuchung sind noch zu diskutieren. Augenscheinlich wurde, dass die Weißtanne, wenn sie die toxischen Horizonte durchwurzelt, länger durchhält als die Fichte. Bei Durchwurzelung des obersten Horizontes ist nämlich die Fichte nach 80 Jahren am Ende und fällt besonders bei solchen Sturmereignissen dem Windwurf zum Opfer. Jedenfalls ist eines schlüssig, dass wir die Weißtanne vordringlich fördern müssen. Wenn Bäume nach dieser Sturmkatastrophe übrig geblieben sind, dann waren es Weißtannen.

Mit dem Wald- und Naturlehrpfad des Hohenemser Waldvereines soll auf die angeführten und für uns Menschen unverzichtbaren, unersetzbaren und auch unbezahlbaren Leistungen und Wirkungen des Waldes hingewiesen werden. Er soll Verständnis für die Abläufe in der Natur, für das Entstehen und Vergehen der Kreisläufe und Zusammenhänge wecken. Er soll das Bewusstsein, dass der Wald für uns Menschen eine entscheidende Lebensgrundlage darstellt, stärken und die Waldgesinnung fördern. Denn:

Wald

Wir Alle Leben Davon!

Josef Nachbauer †

Hermann Büchele – Zum 150. Geburtstag

Aus der »Goldenen Kutschenzeit«

In seinem Standardwerk »Kutschen und Schlitten in der Schweiz. Vom Streitwagen zum Stadtcoupé« (Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1993) schreibt Andres Furger: In der »goldenen Kutschenzeit«, nämlich dem 19. Jahrhundert, hat der Schweizer Wagenbau »ein bemerkenswert hohes Niveau erreicht«. In jedem größeren Schweizer Dorf gab es zumindest »einen Schmied und einen Wagner, welcher auch zur Ausführung eines Break fähig war«.

Was Furger in seiner umfangreichen Arbeit für die Schweiz herausgefunden hat, nämlich »dass in den letzten Jahren (des 19. Jahrhunderts) in der Konstruktion und Fabrikation der Luxuswagen ein ganz besonderer Fortschritt gemacht worden ist«, lässt sich für unser Land eigentlich in erster Linie von der »Ersten Vorarlberger Wagen u. Pferdegeschirr-Fabrik« des Hermann Büchele sagen.



Auf der Vorarlbergischen Landes-Ausstellung des Jahres 1887, die »unter dem Protectorate Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Carl Ludwig« in Bregenz veranstaltet wurde, war nämlich die Hohenemser Firma folgendermaßen in der »Gruppe C« vertreten:

402. H. Büchele, Wagenbauer in Hohenems

Ein Glaslandauer (Verkäuflich).

Ein Landauet.

Ein Viktoriawagen.

Ein Einspänner.

Ein Viersitzschlitten.

Zwei Viktoriaschlitten.

Ein Einspännerschlitten.

Ein Pragg (Verkäuflich).

Vier Paar Pferdegeschirre.

Daneben stellten nur noch Theodor Anwander (Rieden) vier Stücke, darunter ebenfalls ein »Pragg« – man sieht das Englische »Break« für einen »kurzen, abgebrochenen Wagen« war zwar in der Schweiz, aber noch nicht beim Landes-Ausstellungs-Comité bekannt – und Gebhard Fessler von Vorkloster einen Chaisen-Schlitten aus.

Hermann Büchele wurde vor 150 Jahren in Dornbirn geboren, wuchs aber in Hohenems auf, da seine Eltern in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts den Gasthof »Schiffle« erbaut hatten. Heribert Fenkart hat im Buch »Hohenemser Straßen«, das der Kulturkreis im Jahr 1984 herausgegeben hat, sein Leben ausführlich beschrieben, sodass an dieser Stelle nur auf das Wichtigste verwiesen werden soll.

»Wirtschaftlich interessierte Hohenemser Juden boten dem jungen, vielversprechenden Schmiedemeister«, schreibt Heribert Fenkart, in der Radetzkystraße 18 Räumlichkeiten und Freiflächen an, »wo er 1878 mit der Wagenerzeugung begann. Zur Blütezeit beschäftigte die Firma 30 bis 40 qualifizierte Arbeiter, davon 14 Schmiede, acht Wagner, einige Sattler, Lackierer und andere. Es wurden nicht nur Gebrauchswagen, sondern vor allem auch Luxuswagen von ausgezeichneter Qualität



Hermann Büchele



Hermann Büchele in der Bildmitte, flankiert von Schmieden und Wagnern, Aufnahme um 1906

erzeugt.« Dies wird wiederum bestätigt durch die Ausführungen von Andres Furger, wenn er schreibt:

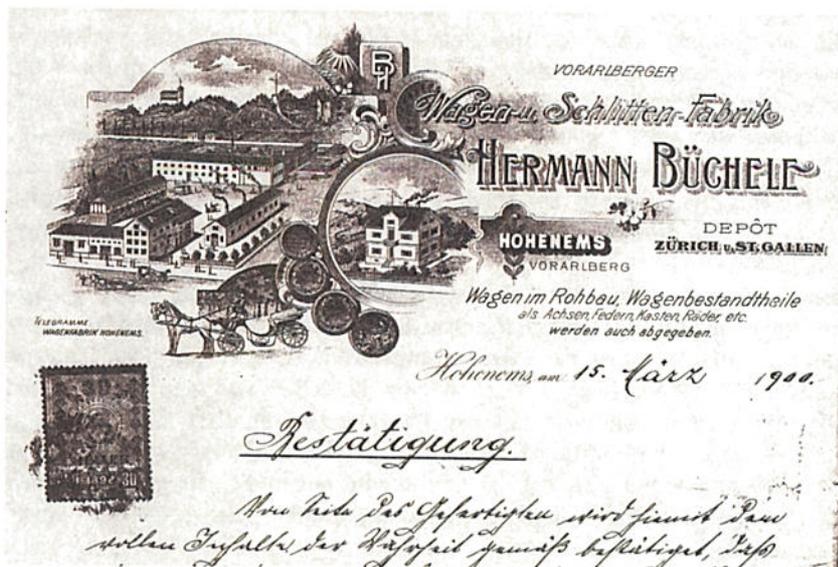
»In der Sammlung Fuchs in Appenzell ist ein solches – in die Schweiz importiertes – Coupé de ville mit herrlichem Interieur erhalten, das belegt, dass in dieser Carrosserie auch sehr gute Sattler gearbeitet haben müssen. Einige Landauer aus Hohenems sind an einer Besonderheit kenntlich; oft wurden nämlich die oberen schmalen Paneele des Kastens mit geschliffenen Gläsern ausgefüllt. Der deutsche Einfluss ist auch spürbar in der Verwendung von vorgefertigten Metallteilen, wie sie sonst in der Schweiz kaum verwendet worden sind. Dazu gehören z. B. die etwas unschönen Bremshebel und Stahlfelgen mit angenieteten Türlen zur Aufnahme des Speichenendes. Der persönliche Stil dieses ausgezeichneten Schmiedes wird an den zuweilen fast ganz aus geschmiedeten Teilen gearbeiteten Vordergestellen spürbar. (...) Hermann Büchele hat den Übergang in das Zeitalter des Automobils aktiv miterlebt und noch selber erste Karosserien gefertigt.«

Damit ist eigentlich alles umschrieben: Hermann Büchele hat mit großem unternehmerischem Geschick und technischem Verständnis innerhalb weniger Jahre einen Betrieb aufgebaut, der einerseits dem praktischen Bedarf der Wirtschaft und Landwirtschaft entsprochen hat. Zum andern kam er dem Luxusbedürfnis der feinen Kreise in bester Weise entgegen, wenn die Herr-

schaften mit den »städtischen Luxuswagen«, (wenigstens anderswo) Fahrten ins Theater, Konzert oder zum Bahnhof mit der geschlossenen Kutsche unternahmen. Teilweise wurden dabei Sonderwünsche hinsichtlich der Polsterung – Furger spricht davon, dass einzelne Sippen die Ausstattung in ihren Familienfarben ausführen ließen –, aber auch raffinierte technische Details mit Klappmechanismen (s. Bildteil) eingebaut. Die Vielfalt der Typen lässt sich aus der Liste der bei der Landes-Ausstellung gezeigten Stücke ersehen, beschreibt aber auch Heribert Fenkart:

- Kutschen: gefederte Personenwagen mit Verdeck
- Coupés: geschlossene Kutschen mit zwei Sitzen
- Chaisens: halboffene Wagen
- Landauer: viersitziger Wagen mit nach vorn und hinten vollkommen zusammenlegbarem Verdeck,
- daneben auch Schlitten in ähnlichen Variationen.

Das Firmenpapier weist den Betrieb um 1900 folgendermaßen aus:



Tatsächlich hat Hermann Büchele sich einerseits in weiterer Entfernung umgesehen und Bestandteile aus Deutschland, aber auch aus Frankreich (Radachsen von der Firma Lemonie, Paris, z. B.) zugekauft. Andererseits hat er sich im Export engagiert, und gerade in der Schweiz hatte er offenbar einen sehr guten Ruf. Daher hat ihn Andres Furger auch am Ende seiner Darstellung als

»ausländischen Kutschenfabrikanten« aufgenommen, »weil dieser im Grenzbereich gelegene Betrieb stark nach der Schweiz ausgerichtet war, wo heute noch zahlreiche Fahrzeuge der Firma, besonders Landauer, anzutreffen sind«. Leider finden wir heute nur mehr ganz selten

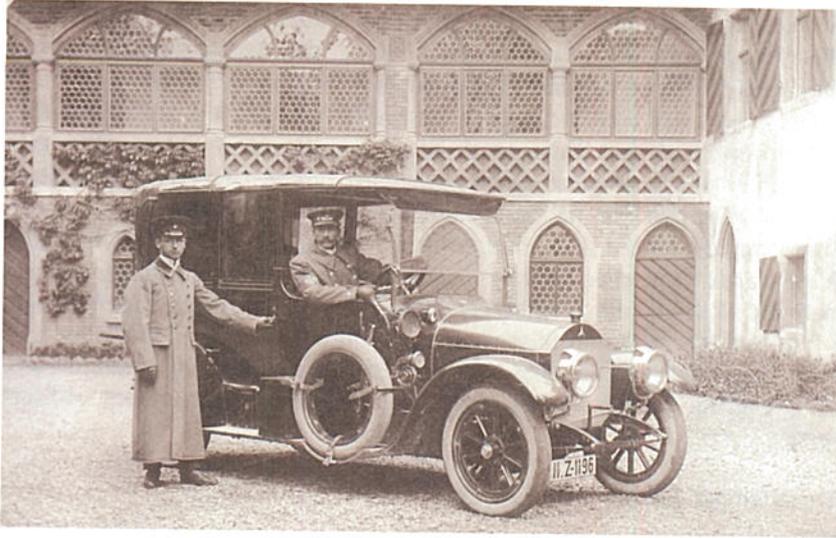


auf der Radnabe einer Kutsche. Arnold Mehele weiß das so zu erklären, dass durch Verletzung des Gewindes oder Erneuerung der Räder die Schraubnabendeckel des Hermann Büchele verloren gingen. Zumindest bei den Leichenwagen, die im väterlichen Betrieb repariert wurden – der Firmengründer Josef Mehele war ursprünglich in der Schmiede der Firma Büchele beschäftigt gewesen – hatte er diese Deckel noch gesehen.

Als Besonderheiten lassen sich die genannten Leichenwagen aus der Firma Büchele ansehen, wobei das Hohenemser Exemplar, das hoffentlich wieder in Verwendung kommt, nicht allein zu erwähnen ist. Auch im Bestattungs- und Friedhofsamt der Stadt Zürich ist noch ein solcher Leichenwagen aufbewahrt. Es handelt sich nach Angaben des zuständigen Sachverständigen um »ein einfaches Modell, das nicht in der Stadt Zürich Verwendung fand, sondern aus einer ländlichen Gegend der Innerschweiz stammt, ... da die Stadt Zürich schon seit den dreissiger Jahren keine grossen Kondukte mehr auf den Strassen zulies«.

Die Einführung von eigenen Leichenwagen lässt sich leicht aus den finanziellen Möglichkeiten der wirtschaftlichen Blütezeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts erklären. Dass das Pferdefuhrwerk als Leichenwagen noch lange in Verwendung stand, obwohl alle anderen Kutschen von den Automobilen abgelöst wurden, hat wohl mit der Tatsache zu tun, dass sich hier diese »andere Geschwindigkeit« hat länger halten können. Andres Furger meint dazu: »Nach wie vor gilt: Mit der Leiche wird nur im Schritt gefahren, auch über grössere Distanzen, und die Passanten erweisen den Toten ihre letzte Reverenz.«

Hermann Büchele hat aber, wie schon erwähnt, durchaus versucht mit der modernen Entwicklung Schritt zu halten. Als Beispiele sind noch bekannt: Graf Georg von Waldburg-Zeil-Syrgenstein war im Besitz eines Autos, dessen Karosserie aus der Werkstätte des Hermann Büchele stammte. Als Chauffeur fungierte Gottfried Beck, der in den Jahren 1913–1924 diesen Posten ausübte. Er war vorher durch seine Tätigkeit von 1901 bis 1913 als Fahrer und



Auto des Grafen von Waldburg-Zeil-Syrgenstein, am Lenkrad Gottfried Beck, im Hof des Schlosses Syrgenstein



Der älteste Bus im Linienverkehr auf der Strecke Bregenz-Dornbirn-Güttele stammte aus der Werkstätte Büchele. Aufnahme vor dem 1. Weltkrieg

Mechaniker bei der Firma Gebrüder Rosenthal (heute Otten) der erste Berufschauffeur in Vorarlberg. Auch der erste Bus für den regelmäßigen Linienverkehr auf der Strecke Dornbirn–Gütle wurde in Hohenems gebaut. Damit zeichnet sich auch das Ende der Ära Büchele ab, die laut Andres Furger in ganz typischer Weise so zu sehen ist, dass sich der aus dem Kutschenbau hervorgegangene Handwerksbereich zunächst im Bau von Automobilkarosserien durchaus halten konnte. Das Umfeld und auch die technischen Anforderungen hatten sich in dieser Hinsicht nicht allzu sehr geändert. In der Folge waren dann aber weniger die hervorragenden Kutschenbauer als viel mehr die »Tüftler« und »Entdecker« gefragt, die dem Automobil den Weg zum Erfolg ebneten. Hermann Büchele starb schon mit 57 Jahren 1908. Der tödliche Autounfall (1913) seines tüchtigen Sohnes und Nachfolgers im Betrieb, Josef Büchele, tat ein übriges, dass die Firma 1919 schlussendlich verkauft wurde.

Redaktion des Textes: Norbert Häfele

Verwendete Literatur:

Katalog der unter dem Protectorate Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Carl Ludwig veranstalteten Vorarlbergischen Landes-Ausstellung in Bregenz – 1887. Bregenz, Verlag des Landes-Ausstellungs-Comités, 1887.

Hohenemser Straßen, Erklärt und erläutert. Mit 70 Abbildungen und einem Stadtplan. Inhaltliche Gestaltung und Auswahl der Fotos: Kulturkreis Hohenems. Schriftleitung: Dr. Norbert Peter. Herausgegeben vom Amt der Stadt Hohenems, 1984.

Furger, Andres: Kutschen und Schlitten in der Schweiz. Vom Streitwagen zum Stadtcoupé. Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1993.



*Kutsche
Besitzerin:
Dr. Elisabeth
Reisinger, Wien*

*»Viktoriakutsche«
auf der Fahrt zur
Goldenen Hochzeits-
messe – v.li.: Alois
Waibel, Eugen
Bösch, das Jubel-
paar Lydia und
Herbert Häfele;
Besitzer: Kurt
Bösch, Rankweil*



*Sogenannte
»Doktorkutsche«
Nr. 1056,
hergestellt Ende
19. Jahrhundert;
Besitzer: Bechter-
Fässler, Hohenems*



*Glascoupé – edle Polsterung
und Elfenbeinbesatz*



*Glascoupé
Besitzer:
Daniel Fuchs,
CH-9050 Appenzell*

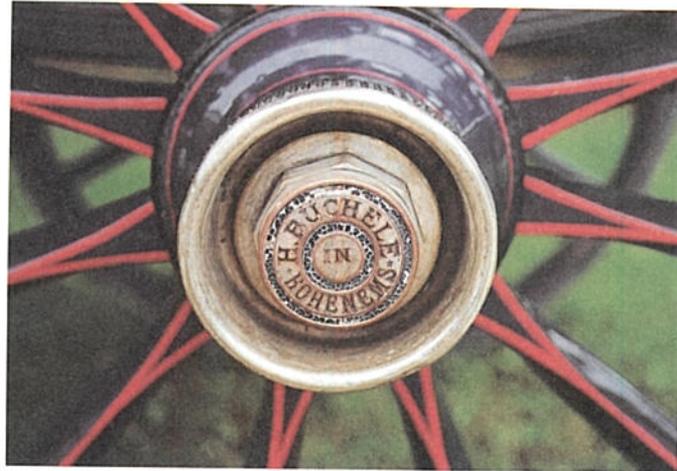


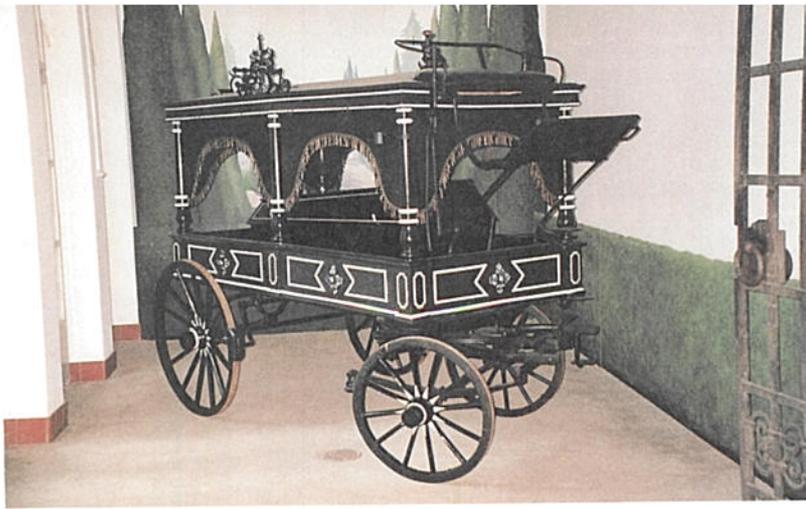
*Luxusschlitten,
stark gefedert
Besitzer: Daniel
Fuchs, CH-9050
Appenzell*



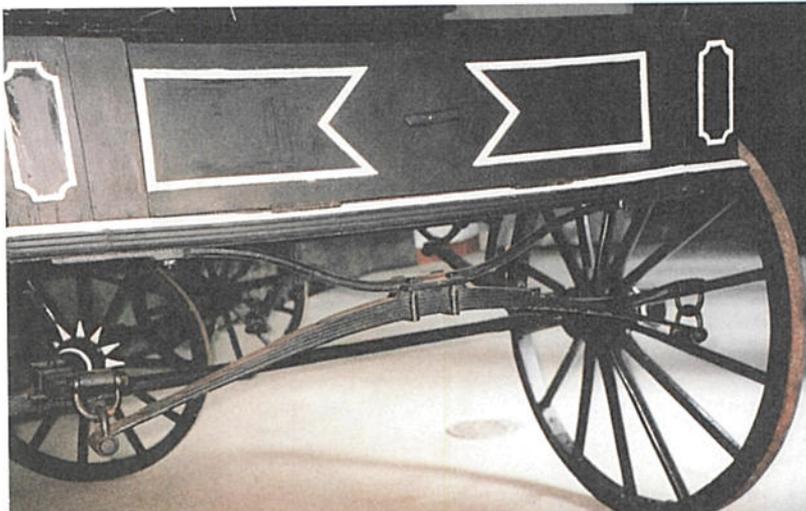
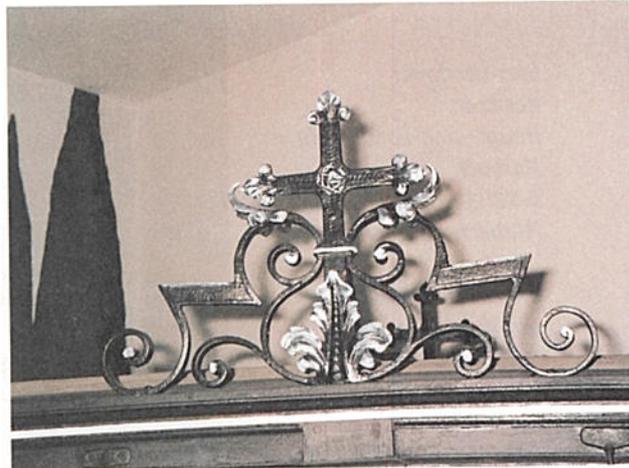
*Glas-Landauer
Besitzer:
Haupt- und Landgestüt
Marbach,
D-72532 Gomadingen-
Marbach*

*Unten: Das Verdeck
war durch einen
raffinierten Mechanis-
mus umklappbar.*





*Leichenwagen –
einfaches Modell
Besitzer: Bestattungs-
und Friedhofsamt,
CH-8022 Zürich*





*Oben und Mitte:
Landauer
Besitzer:
Jakob Butz-Hoppler,
CH-4123 Allschwil*



*Unten:
Leichenwagen
Besitzerin:
Stadt Hohenems*





*Im Jahr 1883
begann Hermann
Büchele mit dem
Steinbruchbetrieb
im Erlach.
April 1914*

*Arbeiter im
Büchele-
Steinbruch
in den dreißiger
Jahren des
vorigen
Jahrhunderts*



*Der Büchele-
Steinbruch war
seit 1890 durch
ein Industrie-
Bahngleis mit
der »Vorarlberger
Eisenbahn« ver-
bunden.
Aufnahme aus der
Zwischenkriegszeit*

Josef Parzil, der erste große Gönner zur Errichtung eines Krankenhauses in Hohenems

Am 7. September 2001 jährte sich der Todestag von Josef Parzil zum hundertsten Mal. Dies soll Anlass sein, diesen in seinem Leben unauffälligen, nichtsdestoweniger aber sehr großzügigen Postbeamten zu würdigen. Die einzigen Erinnerungsstücke sind das schlichte Ehrengrab im Friedhof Sankt Anton, das von der Pfarre Sankt Karl liebevoll betreut wird, und eine der im ehemaligen Kaiserin-Elisabeth-Krankenhaus befindlichen Ehrentafeln. Zu Recht wurde dort sein Name in der Reihe der »Gründer und Stifter« an die erste Stelle gesetzt.



*Ehrengrab von Josef Parzil
im Friedhof St. Anton*



*Ehrentafel »Gründer und Stifter«
im Stiegenaufgang des ehemaligen
Kaiserin-Elisabeth-Krankenhauses*

Ein so kostspieliges Vorhaben, wie es der Bau eines Krankenhauses ist, verlangt verständlicherweise eine lange Vorbereitungszeit. So soll der Würdigung Josef Parzils und der Entstehung des Spitals, das die Hohenemser Bevölkerung viele Jahrzehnte in ihr Herz schloss, die

Vorgeschichte

vorangestellt werden. Nach dem im Jahr 1882 in Kraft getretenen Reichssanitätsgesetz wurde in Hohenems zum ersten Mal der Bau eines Krankenhauses in Erwägung gezogen. Wie der Gemeindefeldarzt Dr. Adrian Geiger im Jahr 1905 in einer öffentlichen Versammlung des Deutschfortschrittlichen Bürgervereins berichtete, kam aus jener Zeit ein Bauplan zum Vorschein, der in Lage und Größe zufällig dem in den Jahren 1906–08 ausgeführten Bau entsprach. Die Verwirklichung des Vorhabens war aus unbekanntem Gründen damals nicht zustande gekommen. Das Haupthemmnis dürfte wohl der Geldmangel gewesen sein. Unter Bürgermeister Josef Anton Waibel kam es im Jahr 1883 lediglich zum Ankauf des beim Altersheim gelegenen Hollenstein'schen Grundstückes. Im darauffolgenden Jahr wurde über Antrag Dr. Simon Steinachs¹ aus der Gemeindevertretung ein Komitee gewählt, das die Aufgabe hatte, unter Beiziehung von Sachverständigen die Vorerhebungen zum Bau eines Hauses für Epidemiekranke zu pflegen. Die Gemeindevertreter fassten in der Ausschusssitzung vom 3. September 1885 den Beschluss, nach einem von drei vorgelegten Plänen ein Notspital zu bauen. Von diesem Plan kam die Gemeindevertretung jedoch unter Bürgermeister Dr. Hermann Mathis kurz danach wieder ab und kaufte stattdessen in Meschach bei Götzis eine alte Holzbaracke um fl. 3600,-, die dann für das Notspital verwendet wurde.

Aus einem Schreiben der Bezirkshauptmannschaft Feldkirch – der der Gemeindevorstellung in sanitätspolizeilicher Hinsicht übergeordneten Behörde – geht hervor, dass in Hohenems im August 1894 Diphtheriefälle auftraten, die unerwarteterweise innerhalb weniger Monate epidemischen Charakter annahmen. Im November 1895 sah sich der Bezirkshauptmann neuerlich veranlasst, Maßnahmen zur Tilgung der Epidemie anzuordnen. Vor allem sei auf strengste Isolierung der Erkrankten hinzuwirken. Wegen der weitgehend tristen Wohnverhältnisse sei es Pflicht der Gemeinde, »die erforderlichen Opfer nicht zu scheuen, um ein allen Anforderungen entsprechendes Isolierlokal instand zu setzen«. Die Gemeinde wurde beauftragt, »mit größter Beschleunigung« in der als Notspital bestimmten Baracke mindestens zwei zur Isolierung geeignete Räume für zwei Diphtheritis-Kranke und eine Pflegerin zur Verfügung zu stellen. Die Einrichtung der Räume brauchte nur »billigen Ansprüchen« zu

¹ Eine ausführliche Würdigung Dr. Simon Steinachs als Arzt und Gemeindepolitiker ist im Buch »Hohenemser Straßen«, S. 53f. nachzulesen.

genügen. Häuser mit Diphtherie-Kranken mussten streng gemieden werden, Schul- und Kirchenbesuch, Zusammenkünfte auf öffentlichen Plätzen und Straßen wurden strengstens untersagt.

Am 31. Dezember 1895 sah sich der Bezirkshauptmann genötigt, »mit Rücksicht auf die zunehmende Anzahl von Diphtheriefällen sämtliche Schulen in Hohenems bis auf weiteres zu schließen.« Die »Ferien« dauerten sieben Wochen. Doch im April tauchten wieder Erkrankungsfälle auf, weshalb am 13. April 1896 alle Schulen in Hohenems ihre Tore erneut zu schließen hatten. Im Schuljahr 1895/96 war die Schule nur etwa fünf Monate geöffnet, nicht zur Freude aller Kinder, denn viele wurden daheim zum »Fädeln« verwendet. Von den an Diphtheritis erkrankten Kindern konnten nur wenige im Notspital untergebracht werden. Bis zum Herbst des Jahres 1896 war die Epidemie erloschen, und der Schulbetrieb konnte uneingeschränkt aufgenommen werden.

Die Ursache für die zwei Jahre dauernde Epidemie vermutete der Bezirkshauptmann in der Ernährung, mit der der Krankheitsstoff in den Körper eingeführt werde. Er gab in diesem Zusammenhang einen allgemeinen Bericht über den Gesundheitszustand der Hohenemser Bevölkerung. Demnach war durch viele Jahre hindurch die Sterblichkeit vor allem unter den Kindern ungewöhnlich hoch. Das 3. Quartal des Jahres 1897 wies z. B. 43 Geburten und 46 Sterbefälle auf, davon 27 im Alter bis zu fünf Jahren und hievon die meisten im Alter zwischen einem Monat und einem Jahr. Als Ursache dieser Sterbefälle seien ausnahmslos Magen- und Darmaffektionen meist akuter Art festgestellt worden. Ausgelöst würden diese epidemisch auftretenden Magen-darmkatarrhe im Sommer jeweils durch »eine Veränderung in der Beschaffenheit der Milch«. Der Übergang von Trockenfutter zu Grünfutter bringe diese Veränderung der Milch häufig hervor. Er meinte, für eine so große Gemeinde wie Hohenems wäre es sehr zu empfehlen, für solche Fälle einige Milchkühe zu halten, die auch während des Sommers bei Trockenfutter belassen werden. Von grundsätzlicher Bedeutung seien aber auch die hygienischen Verhältnisse. Überfüllung und mangelhafte Reinlichkeit in den Quartieren der armen Bevölkerung fördere Massenerkrankungen. Am Schluss seines Schreibens kam der Bezirkshauptmann auf ein seit vielen Jahren anstehendes Problem der Gemeinde zu sprechen, die Trinkwasserversorgung. Der Bezirkshauptmann drückte sich sehr vorsichtig aus, wenn er schrieb: »Die Salubritätspflege hängt wiederum mit guter, reichlicher Wasserversorgung zusammen, woran es in Hohenems teilweise gebricht. Die Vervollkommnung der Wasserversorgung ist also tunlichst zu beschleunigen.«²

² Nach intensiven Vorbereitungen, die nicht ohne Querschüsse der politischen Gegner verliefen, veranlasste der Bürgermeister August Reis im Mai 1903 den Bau einer Trinkwasserleitung, gespeist aus den Ledi- und Agnesquellen.

In dem vom Gemeindefeldarzt Dr. Adrian Geiger abgefassten Sanitätsbericht für das Jahr 1897 vermerkte er u. a.: »Auf der Krankenabteilung fanden mangels nötiger häuslicher Pflege 15 Patienten vorübergehend Aufnahme und Spitalspflege durch zusammengekommen 288 Verpflegstage.« Wegen der weitgehend in ärmlichen Wohnverhältnissen lebenden Bevölkerung, die ganz besonders saubere Krankenzimmer benötigte und weil fachmännische Behandlung nur mit entsprechenden Gerätschaften wirkungsvoll eingesetzt werden konnte, fasste Bürgermeister August Reis den Plan eines großzügigen Krankenhauses ins Auge.

Bis zur Verwirklichung dieses Vorhabens sollten jedoch noch mehrere Jahre vergehen. Im Oktober 1902 wies die Bezirkshauptmannschaft Feldkirch in einem Schreiben an das Gemeindeamt noch einmal auf die desolate Wasserversorgung in Hohenems hin. Im vorangegangenen Quartal waren 55 % der Todesfälle Kinder unter einem Jahr gewesen. Aufgabe der Gemeindevorstellung war es, die »Ursachen der hohen Kindersterblichkeit zu eruieren«. Die sehr ausführliche Antwort auf die gestellten Fragen sei im folgenden wörtlich wiedergegeben, weil sie die sozialen, wirtschaftlichen und hygienischen Verhältnisse beleuchtet und Einblick gewährt in die Verhaltensweise der Bevölkerung jener Zeit.

«An die k. k. Bezirkshauptmannschaft Feldkirch

Entsprechend dem Auftrage der Bezirkshauptmannschaft Nr. 17480 hat die hiesige Sanitätskommission in ihrer Sitzung auch die große Kindersterblichkeit, wie sie besonders im letzten Quartalsausweise so auffällig in Erscheinung getreten, in Erörterung gezogen und es wurden zunächst entferntere und nähere Ursachen geltend gemacht, welche gewiß als stichhältig, aber immerhin nicht als erschöpfend betrachtet werden müssen.

Die entfernteren Ursachen beruhen auf sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen, indem nämlich die stark betriebene Hausindustrie und die zahlreichen Fabriksbetriebe, die den Familien allerdings verlockenden Verdienst und daher Ursache zur Anspannung aller Kräfte geben, das weibliche Geschlecht schon von frühester Jugend und speziell in den Entwicklungsjahren gesundheitlich ungünstig beeinflussen, sodaß dasselbe zum Zeugungs- und Muttergeschäft weit weniger geeignet ist, als es früher war oder anderswo noch ist; daher die vielen schwächlichen Kinder, die bei oder vor der Geburt schon den Todeskeim in sich tragen. Daher die ganz unverhältnismäßig große Anzahl schwerer Geburten, die der Kunsthilfe bedürfen, wie am verlässlichsten in den jährlichen Hebammenausweisen ersichtlich ist.

Dieselben sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnisse bringen es auch mit sich, daß der Wöchnerin und noch mehr dem neugeborenen Kinde nicht die nötige

Schonung resp. Pflege zuteil wird, indem einesteils die Mutter natürlich trachtet, sobald nur soviel als möglich ihrem Verdienste nachzugehen und andernteils es sehr schwer wenn nicht unmöglich ist, geeignete Pflegerinnen oder Wärterinnen für solch ungewöhnliche Anforderungen zu bekommen.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Aufmerksamkeit einem solchen Kinde zuteil wird, dessen Mutter den ganzen Tag in der Fabrik oder im Sticklokal ist, daneben die häuslichen Arbeiten zu verrichten hat, und sich nachts arbeitsmüde zu Bette legt.

Als nähere Ursache der großen Kindersterblichkeit besonders im angezogenen Zeitabschnitte, das war eben in den heißen Sommermonaten, ist zweifelsohne die irrationelle Ernährungsweise der Neugeborenen zu bezeichnen.

Die natürliche Nahrung, nämlich die Muttermilch erhält nur ein sehr geringer Bruchteil der Neugeborenen; dies geschieht teils wegen mangelhafter Entwicklung der Mutterbrust, teils weil die Mutter keine Zeit und Lust zum Säugen hat, teils endlich aus Prüderie.

Als Ersatz für die Muttermilch werden alle möglichen und unmöglichen Surrogate verwendet, die aber auch noch unzweckmäßig zubereitet werden. Reismehl, Nestle Kindermehl, etc. verlangen, um verdaulich zu werden, eine genauere und reinlichere Zubereitung, als dies in armen Arbeiterkreisen der Fall ist.

Wenn Kinder in elendem Ernährungszustande insbesondere im Sommer endlich an Darmkatarrh erkranken, wird der Arzt erst so spät gerufen, daß eine Hilfe vollkommen ausgeschlossen ist. Der Arzt verordnet höchstens noch eine andere Diät und wie meistens aus dem Behandlungsscheine zu ersehen wäre, dauert die Behandlung einen bis eineinhalb Tag. Dabei können dann die Ärzte auch noch die Beobachtung machen, daß sie allenfalls wohl ein ihnen verschriebenes Medikament in Anwendung bringen, in der Diätetik aber, was oft noch die wichtigere Sache ist, befolgen die wenigsten die gegebenen Verhaltensregeln, da wird auf den Rat der alten Basen und der noch weiseren Pflegerinnen weit mehr gegeben.

Als Unikum in der sog. zivilisierten Welt mag auch erwähnt sein, der Volksbrauch in Hohenems, daß den Eltern eines verstorbenen unschuldigen Kindes zum Tode desselben gratuliert wird, mit den Worten 'Wünsch Glück zum Engel'. Die Gemeinde hat es in Anbetracht dieses Übelstandes über Wunsch der Sanitätskommission in den letzten Jahren unternommen, zur Beschaffung geeigneter Milch die heißen Sommermonate hindurch, während welchen erfahrungsgemäß diese Gefahr für die Kinder am größten, eigens eine Kuh in der Armenanstalt mit Trockenfutter zu halten und ihre Milch im sterilisierten Zustand zu verschleußen; aber leider mußte man gerade im vergangenen Sommer die Wahrnehmung machen, daß nahezu gar keinen Gebrauch von dieser Einrichtung gemacht wurde, wohl meistens mangels des richtigen Verständnis-

ses, nicht aber zum geringsten Teile begründet in der ethischen Auffassung der Leute, welche durch die vielsagenden Aussprüche charakterisiert sein mag 'lieber ein schöner Engel als solch teure Milch'.

...Teilweise ist die schlechte Kuhmilch der Sommermonate die Ursache (für die Erkrankungen). Dies erhellt besonders aus dem Umstande, daß in der hochgelegenen Emserreute, wo besseres Futter zur Verwendung kommt, die Sterblichkeit der Neugeborenen eine minimale ist. Im Tale wird die Milch für die arbeitende Bevölkerung durch Milchhändler vertrieben, welche zum mindesten gemischte Milch liefern.

Die Milch wird im gewässerten Zustande den Säuglingen gereicht, ein Umstand, der insoferne von Bedeutung ist, als Hohenems wie dortamts bezüglich einer ordentlichen Trinkwasserversorgung bekannt, in langwierige Prozesse mit den Wasserwerksbesitzern verwickelt ist, die noch der Erledigung harren; und daher derzeit auch ein hygienisch nicht entsprechendes Wasser in Verwendung steht.

Außer den im allgemeinen Teil der Beantwortung angezogenen Surrogaten kommt besonders Zuckerwasser in Verwendung, dessen Nährwert bekanntlich nicht hinreichend, ein Kind durch Wochen am Leben zu erhalten, wenn es als einziges Nahrungsmittel verwendet wird und zumal wenn zu seiner Zubereitung, ein den sanitären Anforderungen nicht entsprechendes Trinkwasser verwendet wird.

Gemeinde-Vorsteherung Hohenems
am 1. Dezember 1902»

Großzügiges Vermächtnis von Josef Parzil

Der am 7. September 1901 verstorbene k. k. Postunterbeamte Josef Parzil hatte der Gemeinde Hohenems per Testament K 13.982,44 für den inzwischen geschaffenen Spitalbau-Fonds vermacht. Diese außerordentlich namhafte Spende³ brachte Bewegung in die Planung, am 31. Juli 1902 erhielt der Bürgermeister August Reis den Auftrag, Pläne für ein Krankenhaus entwerfen zu lassen.

Wer war Josef Parzil?

Im Stadtarchiv Hohenems befindet sich ein Aktenbündel »Parzil-Stiftung«. Durch die darin aufbewahrten Personalakten lassen sich die wichtigsten Stationen des Lebens von Josef Parzil verfolgen. Er wurde am 25. März 1831 in

³ Zum Vergleich:
Übernachtung im Gasthaus »Post« 1-2 K
Übernachtung mit Vollpension 5 K
Das 800 Seiten zählende Buch »Die Geschichte der Juden in Hohenems«
von Aron Tänzer 10 K
Grund zur Vergrößerung des Spitalareals pro m² 3,5 K

Gross-Meseritsch in Mähren (45 Kilometer westlich von Brünn) als Sohn des Johann Parzil geboren. Er war katholisch getauft, als erlernter Beruf ist »Kaminfeger« angegeben, er blieb zeitlebens ledigen Standes, im Militär erreichte er – nach beinahe zwanzigjähriger Dienstzeit – den Titel »Stabsfeldwebel-Gebäude-Aufseher 4. Classe« und wurde am 28. März 1869 von der »K. k. Genie-Direktion zu Pola« seinem eigenen Wunsch gemäß aus dem Militärverband entlassen. Gleichzeitig wurde in dem Abschieds-Dekret »das Ersuchen ausgedrückt, demselben auf seine allenfallsige Bitte jeden thunlichen Vorschub leisten zu wollen.«

Fotografien aus dem 19. Jahrhundert gehören eher zu den Raritäten, so ist es nicht verwunderlich, dass von Josef Parzil keine Bildaufnahme zu finden war. Aber die folgende »Personsbeschreibung« erübrigt wohl fast jede Art von Foto: »Jenseits benannter Mann ist von großer Statur, hat rothe Haare, blaue Augen, proportionirte Nase, ovales Kinn, spricht Sprachen: böhmisch, deutsch und etwas italienisch«.

Mit 35 Jahren wechselte er den Beruf, seine Stationen und Tätigkeiten im Postdienst waren, jeweils ab:

April 1866	Manipulant in Bustyaháza
September 1866	Manipulant in Ban (Slowakei am Fuß des Neutra-Gebirges)
Februar 1867	Manipulant in Illavá (Slowakei, zwischen Neutra-Gebirge und Weißen Karpaten)
November 1868	Leitungs-Aufseher II. Klasse in Mals (Südtirol)
Juli 1869	in definitiver Stellung in Mals
Juni 1873	Überstellung nach Hall als Nebenstations-Manipulant
August 1874	k.k. Telegrafens Leitungs-Aufseher II. Klasse in Hohenems
Juli 1876	k.k. Telegrafens Leitungs-Aufseher I. Klasse in Hohenems

Hohenems sollte zu Josef Parzils letztem Arbeits- und Aufenthaltsort werden. Mangels Verwandtschaft und »auf Anraten seiner Freunde der Gemeinde«, wie Schuldirektor Karl Schmid in der »Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau« schrieb, erhielt die Gemeinde Hohenems die erstaunlich hohen Ersparnisse von beinahe K 14.000,-. Damit nicht genug, kam er auch für eine neue Kirchturmuhre der Fa. Ph. Hörz, Ulm um den Betrag von K 3225,60 auf. Der Bürgermeister August Reis berichtete in der Gemeindeausschusssitzung vom 23. Juni 1901 von dieser Spende und stellte den Antrag, »dem edlen Spender den Dank durch Erhebung von den Sitzen auszudrücken. Dieser Antrag wurde unter lebhaftem Beifall einstimmig angenommen«, wie es im »Gemeindeblatt« über den Verlauf der Sitzung heißt.

Das am 17. August 1901, also drei Wochen vor seinem Tod verfasste Testament bedachte noch eine Anzahl von Nutznießern, vor allem Hohenemser Vereine, mit Spenden.

»Ich unterzeichneter Josef Parzil, kk. Post-Unterbeamtler in Hohenems bestimme hiemit im Zustande der vollen Besonnenheit, mit Überlegung u. Ernst, frei von Zwang, Betrug und Irrthum für den Fall meines Todes letztwillig wie folgt:

1. Der Pfarrkirche Hohenems bestimme ich ein Legat von 200 K
Ferner bestimme ich noch folgende Legate:
2. den barmherzigen Schwestern im Armenhause in Hohenems 200 K
3. der Gemeinde Hohenems zur Vertheilung an Ortsarme 400 K
4. dem Verschönerungsverein Hohenems 100 K
5. der Bürgermusik Hohenems 100 K
6. der Veteranenmusik Hohenems 100 K
7. dem Männerchor Hohenems 100 K
8. dem Gesangsverein Liederhalle in Hohenems 100 K
9. dem Militäristen-Veteranen-Unterstützungsverein in Hohenems 100 K
10. dem Veteranenverein Hohenems 50 K
11. der freiwilligen Feuerwehr Hohenems 200 K
12. dem Turnverein Hohenems 100 K
13. dem Kirchenchor Hohenems 100 K
14. dem katholischen Arbeiterverein Hohenems 100 K
15. dem Burtscher Telephonaufseher in Dornbirn 200 K

Die Gemeinde Hohenems bestimme ich hiemit als Universalerbe meines noch erübrigenden Nachlasses mit der Bedingung jedoch, daß derselbe zum Baue eines Spitales verwendet werden muß.

Schließlich bestimme ich ein Legat für die Mädchenschule Hohenems zur Anschaffung eines Harmoniums im Betrage von 200 K.

Dies ist mein wahrer letzter Wille! Zur Bestätigung habe ich diesen Aufsatz in ununterbrochener Gegenwart der mitunterzeichneten drei Testamentszeugen, nachdem mir derselbe von dem Testamentszeuge Herrn August Reis, Bürgermeister vorgelesen wurde, wobei die anderen zwei Zeugen Miteinsicht nahmen, als meinen letzten Willen ausdrücklich erklärt, bestätigt und eigenhändig unterschrieben, worauf die Mitunterschrift der Testamentszeugen erfolgte.

Hohenems am 17. August 1901
Josef Parzil
k.k. Post-Unter-Beamter

August Reis
Bürgermeister
als Testamentszeuge
Jakob Mathis
als Testamentszeuge«

Jakob Amann
als Testamentszeuge

Am 7. September 1901 erlag Josef Parzil in der Armenanstalt im Alter von 70 Jahren einer Magenentartung.

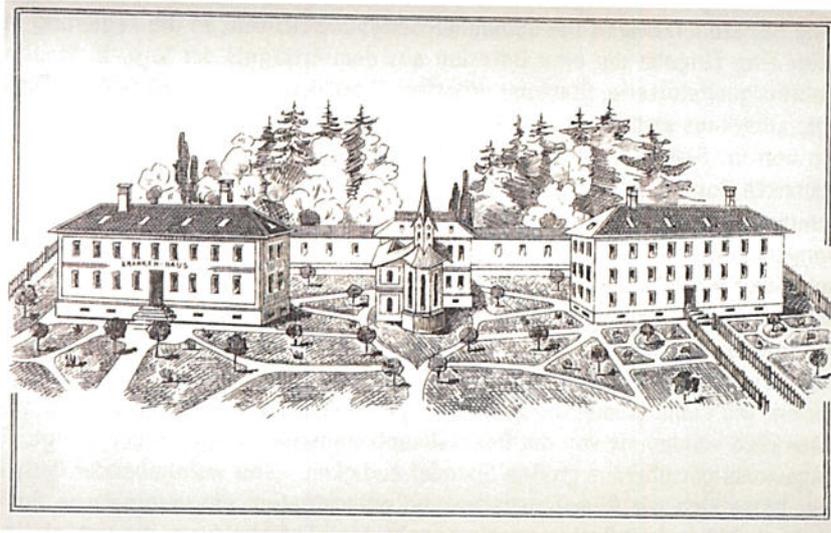
Vorbereitungen zum Bau eines Krankenhauses

Die von Josef Parzil überlassenen Ersparnisse veranlassten die Gemeinde einen Spitalbaufonds einzurichten, auf den in den folgenden Jahren sehr viele und hohe Beträge überwiesen wurden.

Am 16. Jänner 1903 brannte das als Notspital verwendete Epidemiegebäude ab. Die Feuerversicherung zahlte K 5635,- aus, die ebenfalls dem Krankenhausfonds gewidmet wurden.

Am 16. Februar 1904 traf Hohenems ein schmerzlicher Verlust. Bürgermeister August Reis starb völlig unerwartet an einer Lungenentzündung wenige Tage nach seinem 43. Geburtstag. Nachfolger wurde der ebenfalls der Deutschfreisinnigen Partei angehörende Kaufmann Alois Peter. Auch er verfolgte das Projekt zielstrebig weiter.

In der Gemeindeausschusssitzung vom 6. November 1904 wurde beschlossen, die nötigen Vorarbeiten für den Krankenhausbau sofort in Angriff zu nehmen. Gemeindefarzt Dr. Geiger legte dem Gemeindeausschuss am 28. Dezember 1904 mehrere Zeichnungen eines von ihm in den Grundzügen entworfenen Projektes der Krankenhausanlage vor. Im betreffenden Sitzungsbericht wur-



Entwurf für ein 30-Betten-Krankenhaus, der sich am schon bestehenden »Armenhaus« orientierte.

den die Verdienste Dr. Geigers lobend erwähnt: »Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Referent an der für die Gemeinde so nützlichen Spitalbaufrage mit großem Eifer arbeitete.«

Doch auch das Projekt eines Krankenhauses, das ausschließlich für humanitäre Zwecke gedacht war, sollte sich nicht ohne Schwierigkeiten verwirklichen lassen. Die Gemeinde benötigte, um den Bau in der geplanten Größe erstellen zu können, zusätzlichen Grund. »Die sehr hohe Forderung des Besitzers, welcher trotz Verhandlungen davon nicht abzubringen war«, wie es im Sitzungsbericht hieß, belief sich auf K 4000,- für 1147 m². Das Grundstück wurde trotz der über die ortsüblichen Bodenpreise hinausgehenden Forderung nach mehrheitlichem Ausschussbeschluss erworben.

Am 31. Jänner 1905 wurde über Antrag des Spitalbaukomitees beschlossen, »ein für die öffentliche Krankenpflege zweckentsprechendes Spital zu bauen.« Dr. Geiger erläuterte in einer Versammlung des Deutschfortschrittlichen Bürgervereins den geplanten Neubau, der Raum für 30 Kranke bieten sollte und allen Anforderungen eines zeitgemäßen Spitals nach Tunlichkeit entspreche. Für den Bau von zwei Hauptgebäuden waren K 100.000,- veranschlagt, die zu über 85 % vor allem durch großzügige Spenden oder Vermächtnisse bereits vor Baubeginn zur Verfügung standen. Die restliche Summe erhofften die Verantwortlichen durch »liebvolle Opferfreudigkeit« der Bevölkerung aufzubringen. Dr. Geiger verkündete stolz: »Wir brauchen also auch keine Mehrbelastung der Steuerzahler.« Die Gemeindevorsteherung richtete an die Regierung in Wien eine Eingabe um eine Dotation aus dem Erträgnis der k. u. k. Staatswohltätigkeitslotterie. Statt der erhofften K 5000,- wurden K 20.000,- bewilligt, allerdings erst im Jahre 1911.

Ein von Dr. Geiger gegründetes Damenkomitee unter der Leitung der Frauen Franziska Rosenthal und Rosalia Jahreis zeigte sich sehr rührig und eifrig im Sammeln von Spenden. Durch mehrere Jahre hindurch organisierte dieses Damenkomitee im Fasching ein Kränzchen, bei dem jeweils über K 2000,- an Spenden für den Krankenhausbau eingingen.

Der in Dornbirn wohnhafte Architekt Hanns Kornberger erhielt vom Krankenhauskomitee den Auftrag, die erforderlichen Skizzen und Pläne für ein Krankenhaus mit 60 Betten, Operationssaal, Ordinationsräumen, Bädern usw. auszuarbeiten. Die Pläne fanden die Zustimmung der Gemeindevertretung, und am 16. März 1906 wurden sie von der Bezirkshauptmannschaft Feldkirch genehmigt.

Angesichts der überaus großen Spendefreudigkeit vieler wohlhabender Personen hatte sich die Gemeindevertretung entschlossen, die vorgesehene Bettenkapazität auf 60 Betten zu verdoppeln, eine Entscheidung, die sich gleich von Beginn des Krankenhausbetriebes an vorteilhaft auswirkte. Die Kosten erhöhten sich damit ebenfalls, und zwar auf K 200.000,-. In vielen Gemein-



Das verdienstvolle Damenkomitee organisierte Faschingskränzchen, die großzügige Geldspenden für das Krankenhaus erbrachten.



Basar bei einem Faschingskränzchen zugunsten der Finanzierung des Krankenhauses

deausschusssitzungen konnte der Bürgermeister von eingegangenen Spenden berichten. Zum Zeichen des Dankes für diese »hochherzigen Spenden« erhoben sich die versammelten Gemeindevertreter von den Sitzen, wie es in den Sitzungsprotokollen jeweils heißt. Kaiser Franz Joseph erteilte dem Ansuchen des Damenkomitees die Bewilligung, dem Krankenhaus den Namen »Kaiserin-Elisabeth-Krankenhaus« zu geben und spendete gleichzeitig aus Privatmitteln K 4000,- für den Bau.

Bereits am 12. Jänner 1908 wurde die Bevölkerung zur Besichtigung des Krankenhauses eingeladen, das so weit ausgebaut war, dass ein Teil desselben dem Betrieb übergeben werden konnte. Am darauffolgenden Tag fanden die ersten Patienten Aufnahme im Krankenhaus. Bis zum 30. Jänner 1908 wurden 20 Patienten aufgenommen und 13 Operationen durchgeführt. Am 10. März 1908 fand die Kollaudierung des Krankenhauses durch die Bezirkshauptmannschaft Feldkirch statt. In der Mitteilung an die Gemeindevorsteherung hieß es, die innere Ausgestaltung dieser Anstalt übersteige das Durchschnittsmaß guter derartiger Anstalten beträchtlich.

Eine Kontroverse entstand um das neben dem Krankenhaus gelegene Gasthaus »Habsburg« des Josef Häfele. Der Bürgermeister trachtete dieses Haus aus zweierlei Gründen zu erwerben: Es stand auf einem Grundstück, das zur Vergrößerung des Krankenhaus-Areals vorgesehen war. Zum zweiten schien den Verantwortlichen ein Gasthaus direkt neben dem Krankenhaus nicht geeignet. Der Besitzer der »Habsburg« beabsichtigte jedoch die Verbauung des bei seinem Anwesen liegenden Baugrunds mit einem neuen Gasthaus. In der Gemeindeausschusssitzung am 8. August 1907 lehnte die Gemeindevertretung das Baugesuch des Josef Häfele mit 16 gegen 8 Stimmen ab. Häfele brachte bei der Gemeindevertretung eine Beschwerde ein, doch die Gemeindevertretung fasste am 9. Oktober 1907 einstimmig einen Beharrungsbeschluss. Der Landesausschuss hob diesen Beschluss auf Antrag des Josef Häfele am 23. Jänner 1908 wieder auf.

Das Haus des Josef Häfele eignete sich nach Ansicht des Spitalkomitees – weil direkt neben dem Krankenhaus gelegen – vorzüglich als Arztwohnung. Die Gemeinde fand schließlich ein Übereinkommen mit dem Besitzer und mietete das Haus für den provisorischen Leiter der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses Dr. Arthur Neudörfer. Gleichzeitig wurde der Kauf des Hauses und des dazu gehörenden Grundes in die Wege geleitet. Es gingen auch für diesen Zweck namhafte Spenden ein, bis Anfang April 1908 ungefähr K 8400,-. In der Gemeindeausschusssitzung vom 8. April 1908 beschloss die Gemeindevertretung mit 21 gegen 2 Stimmen, die ehemalige »Habsburg« samt dem beiliegenden Grund um K 24.000,- zu kaufen. Häfele erhielt als Ersatz für dieses Entgegenkommen in der kurz zuvor angelegten Graf-Maximi-

lian-Straße die Wirtschaftskonzession zum Bau eines Gasthauses, wofür er wieder den Namen »Habsburg« wählte.

In der Gemeindeausschusssitzung vom 6. Mai 1909 konnte das Spitalbaukomitee eine stolze Bilanz vorlegen über die großartige Spendefreudigkeit weiter Kreise der Bevölkerung.

Kosten für den Spitalbau	K 205.385,28
Für den Ankauf und Ausbau der Arztwohnung	K 28.579,33
zusammen	K 233.964,61

Davon wurden K 116.175,52 durch Schenkungen für das Krankenhaus und den Ankauf der Arztwohnung gedeckt. Rund die Hälfte der Kosten wurde also von privater Seite aufgebracht, ein sprechender Beweis, dass diese humanitäre Einrichtung wirklich ein Anliegen der Bevölkerung war. Auch in späteren Jahren gingen immer wieder namhafte Spenden für das Hohenemser Spital ein. Als im Jahr 1974 das jetzige »Krankenhaus der Stadt Hohenems« eröffnet wurde, stellte sich die Frage nach der weiteren Verwendung des »alten« Spitals. Drei(!) Gutachten empfahlen, das gesamte Gebäude abzubauen, weil sich eine Ecke des Südtraktes 50–60 cm gesenkt habe und eine Sanierung nicht zu rechtfertigen wäre. Mehrere Initiativen, nicht zuletzt auch die des Kulturkreises Hohenems, erreichten ein Umdenken bei den Gemeindeverantwortlichen. So darf sich die Hohenemser Bevölkerung seit 1989 über das im Jugendstil erbaute Schmuckstück des Architekten Hanns Kornberger, das als Alters- und Chronischkrankenstation gute Dienste tut, freuen. Neben der großartigen Qualität der Architektur hat auch das Argument beeindruckt, dass das Haus zur Hälfte aus Spenden finanziert wurde und dessen Erhaltung ein Akt der Dankbarkeit an die »Gründer und Stifter« ist. Dieses Zeichen von Dankbarkeit wird sich noch einmal zeigen, wenn auch der Verbindungstrakt neben dem ehemaligen Altersheim stilgerecht renoviert wird.

Verwendete Unterlagen:

*Stadtarchiv Hohenems Akten »Veterinär- und Sanitätswesen«
»Schulfonds«
»Parzil-Stiftung«*

Zeitungen:

*Hohenemser Gemeindeblatt
Vorarlberger Volksblatt
Vorarlberger Volksfreund*

Abschied von Ems

Die Geschichte eines »verlorenen« Liedes

Es war an einem schönen Sonntag im Frühherbst des Jahres 1950. Bevor ich zu meinen Studien nach Wien fuhr, sind mein Vater und ich über die Hohenemser Berge gewandert. Auf dem Heimweg gingen wir wie üblich ins Gasthaus »Alberik« und schon während unseres Eintritts schallten uns fröhliche Lieder entgegen. An dem Tag waren viele Bergfreunde unterwegs und sie löschten nun im »Alberik« ihren großen Durst. Wir fanden nur mit Mühe einen Sitzplatz und bald stimmte auch mein Vater in den fröhlichen Chor mit ein. Nach einiger Zeit fanden die Sänger, es sei jetzt Zeit für das Emser-Lied und bald ertönte, weit auseinander gezogen: »Mein Ems leb wohl, jetzt muss ich gehn.« Ich litt ein wenig unter diesem Gesang und auf dem Weg nach Hause machte ich meinem Ärger Luft und sagte: »Das muss ein feiner Komponist gewesen sein, der dieses Lied geschrieben hat.« Nach zweijährigem Musikstudium in Wien fühlte ich mich natürlich als reifer Experte. Mein Vater aber wies mich zurecht: »Ganz das Gegenteil ist richtig, der Komponist hat ein schönes Lied geschaffen!«

Natürlich wunderte ich mich über diese Antwort, doch ich wusste, wie sehr mein Vater mit dem Hohenemser Musikleben verbunden war. Schon als Knabe lernte er das Violinspiel, sang später in einigen Chören mit, wurde Geiger beim Salonorchester und beim Kirchenorchester, lernte zudem noch ein Blasinstrument und trat der Bürgermusik bei, wo er es bis zum Kapellmeister brachte. Diesen Klangkörper dirigierte er dann auch jahrzehntelang. Von Beruf war er Kommunalverwalter der Gemeinde Hohenems, aber seine ganze Freizeit gehörte der Musik. Er sah mein Erstaunen über seine energische Antwort und so erzählte er mir seine Erinnerungen an dieses Lied.

»Es muss so Ende der zwanziger Jahre gewesen sein, da gab der Kirchenchor St. Karl im Löwensaal ein Konzert mit weltlicher Musik. Das hieß damals: Ausschnitte aus Operetten und populären Opern. Deshalb wirkte auch das Salonorchester mit. Da diese Formation an hohen Feiertagen die Musiker für die Orchestermessen stellte, gab es eine enge Verbindung zwischen beiden Vereinen. Der Schluss des Programms wurde diesmal mit großer Spannung erwartet, denn es sollte ein Lied uraufgeführt werden, das Edi Weirather auf einen Text von Anton Jäger komponiert hatte. Schon bei den Proben für dieses Lied,

das vom Chor mit Begleitung des Orchesters gesungen wurde, war mir klar, dass da etwas Besonderes entstand. Da ich damals im Salonorchester erste Geige spielte, konnte ich die fein ziselierte Melodie und die interessanten Harmonien gut verfolgen. Die Aufführung wurde ein Triumph. Das Lied hat den Emsern auf Anhieb gefallen und es musste auch zweimal wiederholt werden. In den Wochen darauf wollten alle dieses Lied singen, aber es war den Leuten zu kompliziert und so haben sie den ersten Teil unbarmherzig zurechtgebogen und den zweiten unendlich hinausgezogen. Nun, das Ergebnis dieses Prozesses hast du ja heute gehört. Mit der schönen Musik von Weirather hat das nicht mehr viel zu tun.«

Nachdenklich und ohne viel zu reden gingen wir nach Hause.

Viele Jahre später sollte ich mich wieder an dieses Gespräch erinnern. Der Anstoß dazu kam von einer Organisation, die wohl niemand mit der Pflege heimischen Liedgutes in Verbindung gebracht hätte. Als nämlich das neue Krankenhaus in Hohenems gebaut wurde, schuf man eine Einrichtung, die es allen Patienten ermöglichte Radio zu hören. Darüber hinaus gab es noch die Möglichkeit, sich vom Spital aus in dieses Leitungsnetz einzuschalten, um die kranken Menschen mit Informationen zu versorgen. Einige initiative Mitglieder der Rettungsabteilung Hohenems des Roten Kreuzes benützten diese Installation und veranstalteten einmal in der Woche, mit Hilfe von Schallplatten, ein internes Wunschkonzert. Die Patienten schrieben ihre Wünsche und den entsprechenden Gruß text auf vorbereitete Formulare, die Krankenschwestern sammelten diese ein und von Woche zu Woche stieg die Beliebtheit dieser »Sendung«. Dann gab es ein Problem. Immer wieder kam, vor allem von älteren Menschen, der Wunsch, doch einmal das schöne Emser-Lied »Als im Garten Rosen blühten« zu spielen. Es erinnere sie an die gute alte Zeit und vor allem an



Edi Weirather



Anton Jäger

ihre glückliche und gesunde Jugend. So machten sich die Rot-Kreuz-Männer auf die Suche. Sie gingen in die Schallplattenabteilung von Jäger & Co., doch da gab es das Lied nicht. Sie besuchten Schallplattengeschäfte in Dornbirn und Feldkirch, dort blätterte man in vielen Katalogen. Ergebnis: Eine Schallplatte mit diesem Lied gibt es nicht. Da hatte ein gewitztes Mitglied die Idee: Wenn es keine Schallplatte gibt, dann vielleicht ein Tonband. Folgerichtig landeten sie im Schallarchiv von Radio Vorarlberg. Die Archivleute prüften die Karteikarten und sagten: »Nein, dieses Lied haben wir nicht. Aber wenn es nicht da ist, muss man es halt aufnehmen. Wendet euch an den Leiter der Musikabteilung, der ist ja ein Emser, der wird das sicher machen« – und so kamen sie zu mir.

Mir hat das Projekt von Anfang an gefallen und ich war auch gerne bereit, den kranken Mitbürgern eine Freude zu bereiten, aber ich habe den Optimismus der Rot-Kreuz-Männer gleich wieder gedämpft, denn ich erklärte ihnen: »Ich muss mich zuerst bemühen, die Original-Noten dieses Liedes in die Hand zu bekommen, die Version, die die Hohenemser in den Gasthäusern singen, kann man auf keinen Fall im Radio spielen.«

Damit begann mein langer Weg auf der Suche nach dem »Abschied von Ems«. Mein erster Besuch galt dem Archiv des Kirchenchores, doch wir fanden keinen Hinweis auf das Lied und auch keine Noten. Auch in den Archiven der Gesangsvereine fand sich nichts, niemand hatte das Emser-Lied aufgehoben. Nun erfuhr ich, dass die Nachfahren des Komponisten in Tirol leben und dort, dachte ich, hat sich sicher etwas erhalten. Mit Hilfe der Hohenemser Familie Weirather nahm ich mit ihnen Kontakt auf und bat sie, nach der Partitur dieses Liedes zu suchen. Als Antwort kam ein Riesen-Paket voller Noten und sie schrieben mir, sie seien auf dem Gebiet der Musik nicht so versiert, deshalb hätten sie mir den ganzen musikalischen Nachlass von Edi Weirather geschickt. Ich war zwar ob der gewaltigen Menge von Noten etwas erschrocken, aber ich konnte doch annehmen, dass die Niederschrift des Liedes dabei war. Also machte ich mich an die Arbeit. Tagelang nahm ich suchend Blatt für Blatt in die Hand und als ich endlich beim letzten Notenblatt angekommen war, stand fest, das Emser-Lied war nicht dabei. Da mir die Verwandten Weirathers versicherten, sie hätten trotz gründlicher Suche nichts mehr gefunden, musste ich aufgeben – das Lied blieb verschollen. Ich informierte die Ansprechpartner vom Roten Kreuz über den Misserfolg und tröstete mich mit dem Gedanken: »Man kann nicht immer gewinnen, man muss auch Niederlagen hinnehmen.«

Wenige Wochen später klingelte, es war wie der Deus ex machina in der antiken Tragödie, das Telefon. Am Apparat war Frau Sieglinde Schatzmann. Sie habe gehört, dass ich nach Noten für das Emser-Lied suche, da habe sie in

den nachgelassenen Papieren ihres Vaters, des Textdichters Anton Jäger, geblättert und dabei tatsächlich ein entsprechendes Notenblatt gefunden. Ich bin natürlich sofort zu ihr geeilt und habe gleich gesehen, wir haben den Schatz gehoben.

Die Überschrift lautete »Abschied von Ems«, darunter stand »1. Violine« und dann kamen die gesuchten Noten. So las ich zum ersten Mal die wirkliche und vom Komponisten geschriebene Melodie seines Liedes. Auf dem Blatt war nur die Stimme der 1. Violine verzeichnet, diese hätte auch eine Begleitfunktion haben können, doch glücklicherweise folgte sie genau der Gesangslinie. Mit den Noten der Melodie an der Hand konnte ich es nun wagen, eine Rekonstruktion zu machen und die interessanten Harmonien zu suchen, von denen mein Vater gesprochen hatte. Außerdem konnte ich auch feststellen, wie die Hohenemser mit dem Lied umgegangen waren. Als Beispiel führe ich nur die beiden ersten Takte an, der Übersichtlichkeit halber in C-Dur notiert. Weirather schrieb:



Leider wurden Melodie und Rhythmus eingeebnet, so haben alle gesungen:



Als Erstes schrieb ich nun eine Fassung für Männerchor und übergab sie dem Gesangsverein Hohenems. Der verstorbene Chorleiter Helmut Fischer hat sich sehr für dieses Lied eingesetzt, obwohl es nicht leicht war, die Sänger den alten Volksgesang vergessen zu lassen.

Schließlich sangen sie den »Abschied von Ems« in vielen Radiosendungen und haben so das Lied weit über Vorarlberg hinaus bekannt gemacht. Für den Gesangsverein »Nibelungenhort« schrieb ich eine Fassung für gemischten Chor und für die Bürgermusik eine für Bläserensemble. Beide haben diese Fassungen wiederholt gesungen und gespielt und so geholfen, das Lied in seiner ursprünglichen Form zu bewahren.

Mit dieser Initiative hoffe ich, etwas zur Ehrenrettung des Komponisten Edi Weirather beigetragen zu haben und ich freue mich, wenn es mir gelungen

ist, der Stadt Hohenems ein schönes Heimatlied zu erhalten. Ich habe – gewissermassen im letzten Augenblick – die Stafette übernommen, ob sie weiter getragen wird, werden die nächsten Jahre und Jahrzehnte zeigen.

Abschied von Ems

Text: Anton Jäger

Musik: Edi Weirather

1. Als im Gar - ten Ro - sen blüh - ten, schied ich
fort vom Hei - mat - ort. In die Fer - ne wollt' ich
zie - hen, in die Frem - de zogs mich fort. Vom Schlossberg
sah ich noch ein - mal hin - ab, hin - ab, ins blühn de
Tal. Mein Ems leb wohl, nun muss ich
Gehn, be - hüt dich Gott, auf Wie - der - sehn!

The musical score is written in treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a 3/4 time signature. It consists of six staves of music. The lyrics are written below the notes, with hyphens indicating syllables that span across multiple notes. The piece concludes with a double bar line.



Die Hohenemser Tracht

Li.: Hohenemser Männertracht neu – vom Trachtenschneider Hans Konzett, Bregenz nach dem Entwurf des Landestrachtenverbandes für Dr. Johann Schuler angefertigt.

Mi.: Frau Ella Schuler in der alten Frauentracht mit schwarzer Chenille-Radhaube
Re.: Männertracht – wie sie von Volksschuldirektor Hermann Wekerle bei vielen Umzügen und Anlässen getragen worden ist.

Auf diesem Bild sind die zwei Männer zu sehen, die die Trachtengruppe Hohenems maßgebend geprägt haben. Links MR Dr. Johann Schuler, Manager und väterlicher Freund der Trachtengruppe und rechts Volksschuldirektor Hermann Wekerle, der vom Bürgermeister als Trachtenpfleger eingesetzt wurde und der sich für die Erforschung, Archivarbeit und Aufbauarbeit im Hohenemser Trachtenwesen sehr verdient gemacht hat.

2. Meine Lieben musst ich lassen,
meiner Jugend stilles Glück.
Hoffend sah ich in die Ferne,
sehrend schaute ich zurück.

Vom Schlossberg sah ich noch einmal
hinab, hinab ins blühnde Tal.
Mein Ems leb wohl, nun muss ich gehen,
behüt dich Gott, auf Wiedersehn!

3. Sah noch einmal all die Berge
hell erglühn im Abendschein,
sah den Glanz der goldnen Sterne
spiegeln sich im jungen Rhein.

Vom Schlossberg sah ich noch einmal
hinab, hinab ins blühnde Tal.
Mein Ems leb wohl, nun muss ich gehen,
behüt dich Gott, auf Wiedersehn!

4. Immer will ich dein gedenken
vielgeliebte Heimat mein;
ob ich wandre, ob ich weile,
nie sollst du vergessen sein!

Vom Schlossberg sah ich noch einmal
hinab, hinab ins blühnde Tal.
Mein Ems leb wohl, nun muss ich gehen,
behüt dich Gott, auf Wiedersehn!

Die Emser Tracht – Relikt oder Tradition?

Im Juni des vorigen Jahres schenkte Frau Steffi Fenkart dem Kulturkreis Hohenems eine »Hohenemser Frauentracht«. Diese Tracht wurde in der Zeit zwischen 1800 und 1850 hergestellt und ist das einzige bekannte Exemplar, das bis heute als Originaltracht aus ihrer Entstehungszeit erhalten geblieben ist. Sie wurde dann auch als Vorbild und Mustervorlage für die heute vorhandenen »Hohenemser Trachten« verwendet.

Erfreulich, dass es dem Kulturkreis Hohenems zudem noch gelang, von Thusnelda Wekerle auch die Männertracht geschenkt zu erhalten, mit der ihr Vater Hermann Wekerle in den Anfangsjahren der neu entstandenen Trachtenbewegung bei den verschiedensten Anlässen teilgenommen und die Tracht, zusammen mit Friedl Fenkart, präsentiert hat. Durch diese zwei Schenkungen ist der Kulturkreis nun in der Lage die Tracht nicht nur bildlich darzustellen, sondern diese auch im Originalzustand vorzuzeigen und auszustellen.

Aus diesem Anlass soll in diesem Beitrag einiges über die »Emser Tracht«, ihre Ursprünge, über die Entwicklung der Tracht selbst und über das Trachtenwesen in Hohenems dargelegt werden.

Den ältesten bekannten Hinweis über die Hohenemser Tracht entnehmen wir dem Tagebuch des Johann Ulrich von Salis-Seewis aus Graubünden, der im Jahre 1811 eine Badekur in Hohenems absolvierte und seine dabei gewonnenen Eindrücke über Land und Leute in seinem Tagebuch festhielt. Guido von Salis-Seewis aus Malans veröffentlichte einen Teil dieser Tagebuchaufzeichnungen unter dem Titel »Eine Badekur in Hohenems Anno 1811«. Nachstehend soll uns ein wörtlich wiedergegebener Auszug dieses Berichtes und zwar derjenige Teil, in dem die Trachten im Rheintal und darunter auch die Hohenemser Tracht beschrieben sind, Einblicke in die Kleidermode der damaligen Zeit geben:

»den 11. August – Heute, als an einem Sonntag, sah man viele Bauern in ihrer besten Kleidung. Sie scheint mir von Feldkirch an die nämliche zu seyn: bei ältern Mannspersonen ein langer hellblauer Rock, schwarze Hosen, weiße Strümpfe, dreieckiger Hut. Junge Männer tragen sich fast wie unsre Brätigäuer in rundem Hut, dunkelblauer Jacke, rothem Gilet, schwarzen Beinkleidern und weißen Strümpfen; die elegantern tragen auch lange Beinkleider. An der weib-

lichen Kleidung bemerkt man, sogleich unter der Steig, etwas das in Bünden gar nicht gefunden wird, nämlich die Mützen von Goldstoff oder Goldspitzen; sie sind bald größer bald kleiner, bald lassen sie (bei Unverheiratheten) die Stirnhaare sehen, bald bedecken sie alles mittelst angebrachter weißer Flügel; manche haben hinten eine große rothe oder sonst bunte Schleife. In der Gegend von Ems waren auch schwarzsamtne Mützen, den Fallhüten (Kopfbedeckung der Kinder) ähnlich, deren Boden mit Goldstoff bekleidet war. Dieser goldne Kopfputz erstreckt sich in veränderten Gestalten bis nach Augsburg, wo er in den unförmlichen, ‚gold- und silberreichen Boggelhauben‘ sein Maximum erreicht; ferner nach Baiern, wo er eine recht elegante Form annimmt, und vielleicht noch weiter.

Sehr abweichend von der bündnerischen Sitte ist es auch, daß unter der Steig das Landvolk (sowohl Männer als Weiber) sich beim geringsten Anschein von Regenwetter am Sonntag mit wachstüchernen Regenschirmen versieht; ich sah Bauersleute damit herumlaufen, an deren Kleidung der Regen – wie es schien – eben nicht viel hätte verderben können! Werktags gehen die meisten Gemeinern baarfuß oder in Schuhen ohne Strümpfe; Sonntags haben sie weiße, die Weiber manchmal rothe Strümpfe.«

Nachweislich stand die Tracht um das Jahr 1850 noch in Verwendung, jedenfalls sollen noch Bilder von der »Hohenemser Tracht« gesehen worden sein. Der Kulturkreis Hohenems besitzt nur eine, leider undatierte Fotografie (siehe nächste Seite), die eine solche Tracht zeigt. Wenn es auch ein Schwarzweißbild ist, ist die helle Färbung des langen Rockes und die Dreiecksform des Hutes dennoch zu erkennen, wie es von Johann Ulrich von Salis-Seewis um 1811 in seinem Tagebuch niedergeschrieben worden ist. Auch die große Schleife am Hinterkopf der Frau ist vage zu erkennen und statt des von Salis-Seewis besonders erwähnten Regenschirmes bedient sich der abgebildete Trachtenträger eines Spazierstockes.

Infolge des Ersten Weltkriegs, der Industrialisierung und der damit verbundenen Modifizierung der Kleidung wurde die Tracht von der Alltags- und Berufsbekleidung immer weiter zurückgedrängt, sodass sich die Vorarlberger Landesregierung veranlasst sah, im Jahre 1935 mit einem Runderlass die Gemeinden zu beauftragen, dass jede einen Trachtenforscher oder Trachtenpfleger zu bestellen habe um so dem Verschwinden der Trachten entgegenzuwirken, das Trachtentragen wieder zu aktivieren und solcherart altes alemannisches Volksgut zu erhalten.

Der Hohenemser Bürgermeister August Waibel fand im Volksschullehrer Hermann Wekerle einen interessierten und engagierten Mann, der sich vorerst einmal in das vorhandene Schrifttum einarbeitete, bei Hohenemser Familien nachforschte und das gräfliche Archiv und andere Unterlagen durchforstete.



Älteste Aufnahme der Hohenemser Tracht

Dabei stieß er immer wieder auf Bilder, auf denen Leute in eigentümlicher Kleidung abgebildet waren und er schloss daraus, dass es sich um eine Art Dienstkleidung am gräflichen Hof handle und nicht um eine Volkstracht im eigentlichen Sinne. Diese Ansicht wurde bei ihm noch verstärkt, als 1937 beim Trachtenumzug in Bregenz unmittelbar hinter dem Hohenemser Trachtenpaar eine Trachtenträgerin aus Lustenau marschierte, die ebenfalls eine solche Tracht trug. Da Lustenau früher zur Grafschaft Hohenems gehörte, sah Hermann Wekerle seine Theorie bestätigt, dass die Untertanen der Grafschaft Hohenems einheitlich gekleidet waren. Halten wir aber Hermann Wekerles Auffassung die Tagebuchaufzeichnungen

von Salis-Seewis entgegen, so erfahren wir aus diesen viel älteren Beobachtungen, dass von Feldkirch bis Hohenems eine gewisse Übereinstimmung in der Bekleidung vorherrschte und Kopfbedeckungen (Radhauben) in ähnlicher oder abgeänderter Form bis Augsburg oder Baiern zu finden waren. Wie in den einzelnen Talschaften (Bregenzerwald, Walsertal, Walgau usw.) dürfte auch im Rheintal eine einheitliche Tracht vorhanden gewesen sein, wobei sich das Stadt- und Landvolk auch damals schon in der Mode etwas unterschied. Somit handelte es sich auch in Hohenems um eine landesüblich gebräuchliche Kleidung (Tracht) und sicherlich nicht um eine gräfliche Dienstkleidung.

Um das Jahr 1935 oder 1936 fand Hermine Fenkart geborene Waibel (Kronenwirts Hermine), in einer Truhe wohlverwahrt, eine alte Frauentracht aus Hohenems, die im Zeitraum zwischen 1800 und 1850 hergestellt worden war. Diese Tracht wurde von ihrer Tochter Friedl Fenkart (spätere Frau Prof. Beinbauer) zu mehreren öffentlichen Anlässen getragen und in der Folge wurde

Hohenems bei Trachtenfesten, Umzügen und festlichen Anlässen durch das Trachtenpaar Friedl Fenkart und Hermann Wekerle vertreten, der die Männertracht trug, wie sie im gesamten Vorarlberger Rheintal verbreitet war.

Wie auf diesem Bild zu erkennen ist, wurde die Tracht in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits etwas modifiziert. Das Schultertuch wurde weggelassen, wodurch das Bolero-Jäckchen besser zur Geltung kommt und das Gesamtbild der Tracht ruhiger und eleganter wirkt. Auch die Schleife am Hinterkopf tritt nicht mehr so deutlich hervor und der Dreispitz wurde durch einen Zylinder und bei den nächsten Trachtenbeschaffungen durch einen runden Flachhut ersetzt.

Als im Jahre 1939 der Gemeindegießstand in der Ledi neu eröffnet wurde, entschloss sich die Marktgemeinde Hohenems, zur Verschönerung des Festes mehrere Frauentrachten anfertigen zu lassen. Das heißt, die Gemeinde stellte die Materialien, die Trachten wurden von den zukünftigen Trägerinnen nach dem Muster der bei der Familie Fenkart aufgefundenen Originaltracht angefertigt und gingen dann in den Besitz der Familien der Näherinnen und Trägerinnen über. Solcherart war ein pfleglicher Umgang mit den Trachten gewährleistet und die innere Einstellung zur Tracht gefestigt, denn jede Trägerin und auch ihre Familienangehörigen identifizierten sich mit »ihrer« Tracht.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Bregenz der Vorarlberger Trachtenverband gegründet und in Hohenems wurde durch Privatinitiative eine zweite Herrentracht angeschafft, sodass 1949, als zur Eröffnung der 1. Dornbirner Export- und Mustermesse ein Trachtenfest abgehalten wurde, die Hohen-





Beim Landestrachtenfest 1949 war Hohenems vertreten durch, v.li. Herlinde Walser, Ella Fend, Dr. Johann Schuler, Erika Gross, Melanie Obwegeser, Hermann Wekerle, Rita Demuth, Dietlinde Klien und Anna Willam.

emser Trachtengruppe bereits mit zwei Herren und sieben Damen auftreten konnte. Leider schlug der Versuch, die Bürgermusik Hohenems in eine Tracht zu kleiden vorerst fehl und scheiterte an maßgebender Stelle, obwohl schon über 80 Musikkapellen im Lande in schmucke Trachten gekleidet waren.

Neben den schwarzen Radhauben war in Hohenems auch noch eine Goldhaube in Privatbesitz vorhanden. Solche Gold- oder auch Silberhauben waren ein besonderer Glanzpunkt einer Tracht, die sich, da der Anschaffungspreis entsprechend hoch war, nur finanziell besser gestellte Personen leisten konnten. Leider fiel diese Haube der damaligen Notzeit zum Opfer, denn sie wurde in den Nachkriegsjahren gegen Nahrungsmittel eingetauscht.

Bei dem 1951 in Riezlern im Kleinen Walsertal durchgeführten Landestrachtenfest wurde die Hohenemser Trachtengruppe hinter der Trachtengruppe des Gastgebers mit ihren schmucken Walsertaltrachten als zweitschönste Gruppe bezeichnet. Diese Einschätzung war sicherlich auch auf den Umstand zurückzuführen, dass die neugegründete Trachtengruppe aus lauter jungen Trachtenträgerinnen bestand, aus deren Gesichtern der jugendliche Frohsinn und eine große Portion Lebensfreude abzulesen war, während bei den anderen Trachtengruppen jugendliche Trachtenträgerinnen nicht so stark oder gar nicht vertreten waren.



Einen sehr guten und mit viel Beifall honorierten Auftritt hatte die Trachtengruppe im Jahre 1953, als sie beim Umzug anlässlich des Sängerbundfestes in Hohenems mit Männer-, Frauen- und Kindertrachten teilnahm (siehe oben). Ab dem Jahre 1957 weilten in den Sommermonaten holländische Feriengäste im Gasthaus »Schwefelbad« und diesen wurde, arrangiert durch Dr. Johann Schuler, von den Trachtenmädchen fast wöchentlich ein Liederabend geboten. 1962 erkannte auch der Obmann des Verkehrsvereines Hohenems, Anton Halbeisen, die Werbewirksamkeit und Notwendigkeit solcher Abende und Veranstaltungen, ergriff die Initiative und ließ mit Unterstützung der Gemeinde je acht Herren- und Frauentrachten anfertigen. Dazu ließ er für sich privat noch zwei »Silberhauben« und eine »Goldhaube« anfertigen, die er dann aber der Trachtengruppe ebenfalls für öffentliche Auftritte zur Verfügung stellte. Zudem ließ er die damit eingekleideten jungen Leute durch Tanzlehrer Edi Hofer im Tanzen ausbilden und verschiedene Volkstänze einstudieren, sodass bald ein abendfüllendes Programm geboten werden konnte. Weil es ihm nicht gelungen war, die Hohenemser Bürgermusik in Tracht zu kleiden, sich das Hohenemser Trachtenwesen aus seiner Sicht außerdem falsch entwickelte und mehr Show-Charakter als Volkstumspflege darstelle, resignierte der vom Bürgermeister als Trachtenpfleger eingesetzte Volksschuldirektor Hermann Wekerle. Er stellte verbittert über die ihm entgegengebrachten Widerstände sein ihm zugewiesenes Amt als Trachtenpfleger der Marktgemeinde Hohenems zur Verfügung. Auch wiederholte Bemühungen durch die Trachtengruppe, die ihn wegen seiner Verdienste um das Trachten-

wesen zur weiteren Mitarbeit gewinnen wollten, schlugen fehl. Auch der Umstand, dass sich die Bürgermusik Hohenems anlässlich eines im Jahr 1969 gegebenen Konzertes neu in Tracht eingekleidet zeigte, konnte ihn nicht mehr umstimmen.

Die Trachtengruppe war ein Teil des Verkehrsvereines und war nie als selbstständiger Verein tätig. Nun waren neue Trachten angeschafft, der Trachtenpfleger zurückgetreten und die Trachtengruppe bestand aus lauter jungen Leuten. Dies veranlasste Dr. Johann Schuler, der bereits längere Zeit der Trachtengruppe als aktiver Trachtenträger angehörte und mit den Heimatabenden im Gasthaus »Schwefelbad« für die Trachtengruppe schon neue Möglichkeiten eröffnet hatte, den ersten Obmann Hans Märk tatkräftig zu unterstützen und managte die Trachtengruppe sehr geschickt. Hatte diese bisher nur bei Umzügen teilgenommen, oder war sie bei öffentlichen Anlässen zur optischen Verschönerung aufgetreten, entwickelte sie sich nun immer mehr zu einem selbstständigen Unterhaltungsensemble mit folkloristischem Gepräge. War sie zuerst nur in Hohenems tätig, wurde sie bald auch in andere Gemeinden Vorarlbergs gerufen, wo sie als heimatverbundene, bodenständige Trachtengruppe für die Feriengäste auftrat und ihnen mit ihrem abendfüllenden Programm, bestehend aus Tänzen und Liedern, ihren Aufenthalt zu einem Erlebnis machte. Außerdem wurden Volksweisen herausgesucht und gemeinsam mit Prof. Dr. Edwin Wallmann einstudiert. Einige Mitglieder der Gesangsgruppe »Weinbeißer« konnten als klangvolle Stimmträger für die Trachtengruppe gewonnen werden. Gebhard Platzer übernahm allein oder mit seiner »Platzer-Combo« die instrumentale Begleitung.

Das Programm bei den Heimatabenden zielte nicht auf Show-Effekte ab, sondern bot breitgestreute Volksweisen aus verschiedenen österreichischen Bundesländern, sowohl Tänze als auch Lieder.

Solcherart blieb es nicht aus, dass ihr Bekanntheitsgrad wuchs und die Feriengäste – nach Hause zurückgekehrt – dort von den Darbietungen berichteten. Bereits 1967 erhielt die Trachtengruppe ihre erste Einladung nach Troyes in Frankreich, wo sie sich so gut darstellen konnte, dass bereits im folgenden Jahr Einladungen nach Freiburg in der Schweiz und Eichstätt in Deutschland folgten. Im Jahre 1969 übernahm Anton Hammerer die Obmannfunktion und absolvierte mit der Trachtengruppe unter der Leitung ihres Managers Dr. Johann Schuler ein sehr arbeitsintensives Jahr, kamen doch zu den zahlreichen Heimatabenden in Vorarlberg noch Reisen ins nähere und auch entferntere Ausland hinzu. Besonders hervorzuheben und sicherlich noch in bester Erinnerung bei allen Teilnehmern sind die Auftritte in Biberach, Rottweil im Schwarzwald, Ugine und Chambéry in Savoyen, Middelkerke an der belgischen Nordseeküste und Monte Carlo/Monaco.



Tanzauftritt der Hohenemser Trachtengruppe in Monte Carlo

Nachstehendes Schreiben soll verdeutlichen, dass diese Auftritte keinen bloßen Show-Charakter vermittelten, sondern durch ihre Herzlichkeit und freundlichen Kontakte zum Publikum ein wichtiger Werbeträger für unsere Heimat und unseren Fremdenverkehr waren:

ÖSTERREICHISCHE BOTSCHAFT

Zl. 6013-A/68

Bern, den 18. Juli 1968

Internationales Trachtenfest in Courtepin / Fribourg

An das

Amt der Vorarlberger Landesregierung

B r e g e n z

Die Botschaft beehrt sich mitzuteilen, dass sie von der Trachtengruppe La Farandole in Courtepin / Fribourg einen Brief erhalten hat, in dem sich Frau H. Renz im Auftrag der genannten Trachtengruppe über die Mitwirkung der Trachtengruppe aus Hohenems am Internationalen Trachtenfest besonders lobend äussert. Frau H. Renz schreibt wörtlich:

»Unser internationales Trachtenfest ist sehr gut verlaufen. Zum Gelingen trugen nicht wenig unsere Gäste aus Vorarlberg, die sympathische Trachtengruppe aus Hohenems, bei.

Die flotten jungen Mädchen und Burschen in ihrer sauberen Tracht und höflich freundlichem Benehmen, machten einen ausgezeichneten Eindruck. Ihre Darbietungen, ihre mitreissende Fröhlichkeit eroberten alle Herzen. Wir werden alle, und besonders den Leiter, Herrn Dr. med. Schuler aus Hohenems, in allerbesten Erinnerung bewahren.«

Die Botschaft teilt dies dem Amt der Vorarlberger Landesregierung mit der Bitte mit, hievon die Trachtengruppe in Hohenems in geeignet erscheinender Weise informieren zu wollen.

*Für die Botschaft:
(Unterschrift unleserlich)*

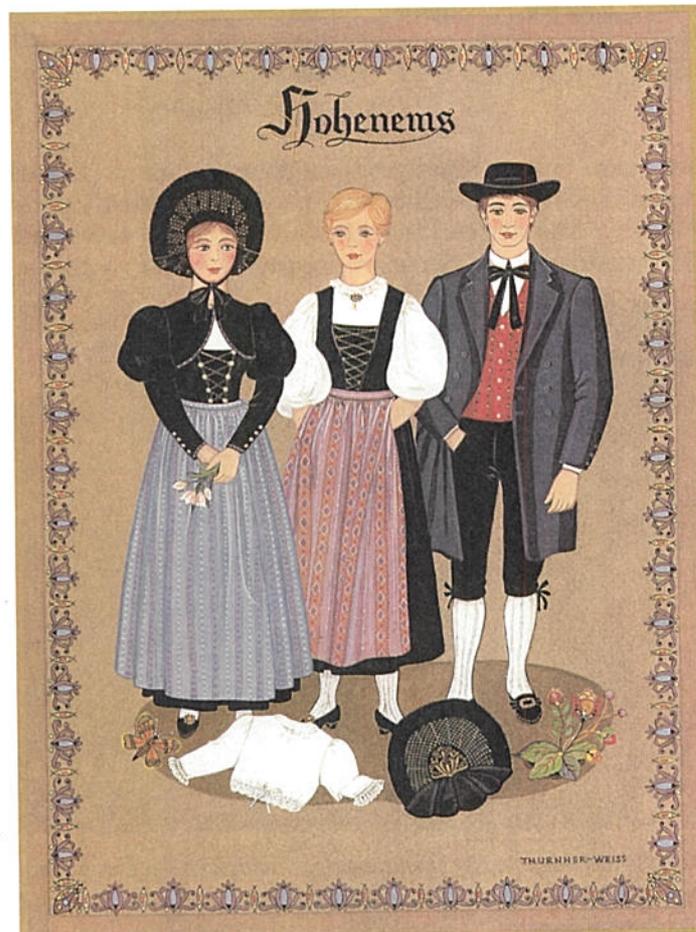
Aber auch in ihrer Heimatgemeinde Hohenems traten die Trachtenträger und speziell die Trachtenträgerinnen bei den verschiedensten Anlässen an die Öffentlichkeit und setzten bei vielen Ehrungen oder Gratulationen, bei denen sie den Bürgermeister begleiteten, einen heimatverbundenen, festlichen Akzent.



Auftritt der Hohenemser Trachtengruppe anlässlich der Stadterhebung von Hohenems im Jahr 1983 mit »Prominenz«: Bundespräsident Dr. Rudolf Kirchschläger, Landeshauptmann Dr. Herbert Keßler und Bürgermeister Dipl.-Ing. Otto Amann

Leider ist die »Emser Tracht« seit mehreren Jahren aus dem Hohenemser Alltag und Volksleben verschwunden. Erfreulich wäre es, würde von der Gemeinde wieder auf diese Tradition zurückgegriffen und dieser Brauch wiederbelebt. Gerade Hohenems, das eine so schmucke, althergebrachte Tracht vorzeigen kann, sollte sich hier wieder an ein Stück »Alt-Hohenems« zurückerinnern und die heute noch bestehende Tracht, die schon von unseren Vorfahren zu festlichen Anlässen getragen worden ist, aus der Vergessenheit holen und diese Tracht der Bevölkerung und besonders unserer Jugend wieder vermehrt vorzeigen. Vielleicht würden sich wieder junge Leute finden, die als Trachten

*Aus dem
Mappenwerk
»Die Trachten
in Vorarlberg
– überlieferte
und erneuerte,
beschrieben
und bildlich
dargestellt«,
heraus-
gegeben vom
Vorarlberger
Landestrach-
tenverband,
1984*



tragende Botschafter unseres Heimatortes und Heimatlandes unverfälschte Volksmusik und Volkstänze im In- und Ausland darbieten und Werbung für unsere schöne Heimat machen möchten.

Dieser Beitrag wurde unter Verwendung schriftlicher Aufzeichnungen von Andreas Gross, Volksschuldirektor Hermann Wekerle und von MR Dr. Johann Schuler, sowie nach Gesprächen mit ehemaligen Mitgliedern der Hohenemser Trachtengruppe verfasst.

Zum eng anliegenden schwarzen Leibchen des Tragniederrockes gehört ein schwarzer Brustlatz ohne Stickerei, welcher mittels einer Silberkette kreuzweise verschnürt wird. Der Rock ist ebenfalls schwarz.

Die Frau links trägt eine kurze, schwarze Samtjacke mit puffigen Ärmeln, die nach unten schmal verlaufen und als Abschluß vier Knöpfe und eine Randzier aus kleinen Perlen haben. Unter der Jacke wird eine Bluse mit schmalen Keulenärmeln getragen, wie sie am Boden liegend zu sehen ist. Zu diesem Festkleid gehört die schwarze Chenille-Haube mit goldbesticktem Boden.

Die Frau in der Mitte trägt ebenfalls einen Tragniederrock, dessen Brustlatz innen mit Silberhaken verschnürt wird. Die weiten Ärmel der Vorarlberg-Bluse werden bis zum Ellbogen hochgeschoben. Den Halsausschnitt ziert eine angekrauste Spitze.

Die Seidenschürzen beider Frauen sind reich gezogen und werden rückwärts gebunden.

Der Mann trägt einen dunkelblauen, knielangen Lodenrock mit überzogenen Stoffknöpfen. Dazu gehören eine rotgemusterte Weste mit Silberknöpfen und ein weißes Hemd mit schwarzer Seidenmasche. Die Kniebundhose ist schwarz, die Strümpfe sind weiß. Der schwarze Hut ist leicht aufgebogen.



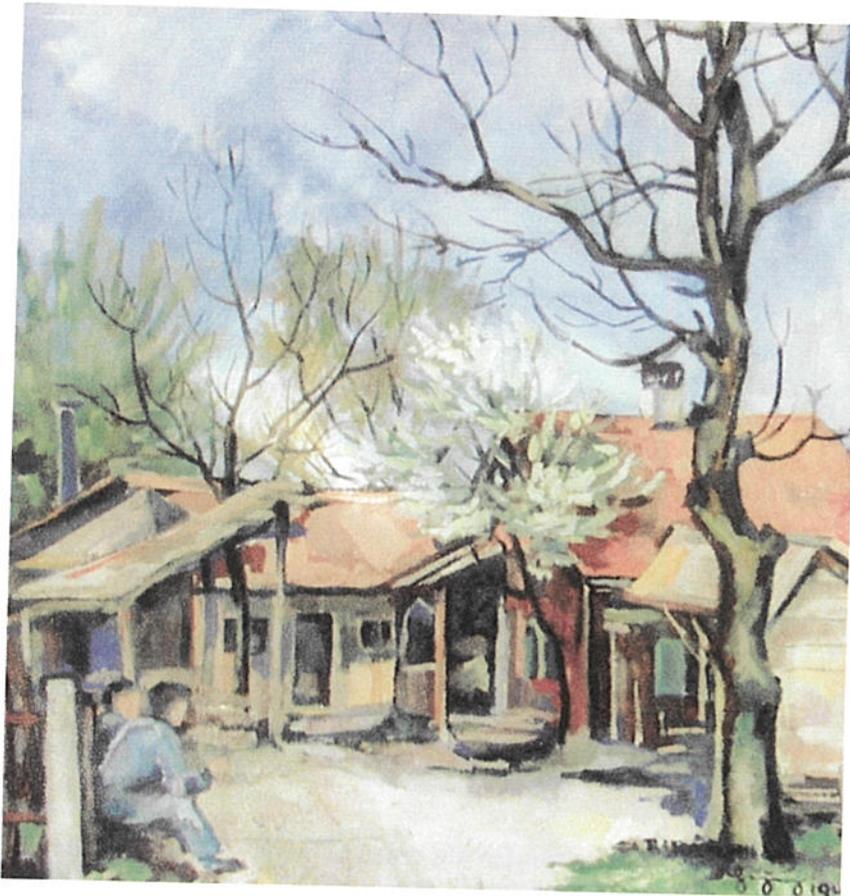
Johann Riedmann – Ein ehemaliger Hersteller von Kunst- gewerbeartikeln und Spielwaren

Sommer 1945:

Einige Wochen zuvor war der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Im Land herrschte eine große Not, die Lebensmittel waren noch rationiert und die meisten Gebrauchsgegenstände konnten nur auf amtliche Bezugsscheine erworben werden. Zwar kamen jeden Tag Soldaten nach Hause, doch waren viele noch in Gefangenschaft: Frauen warteten auf ihre Männer, Mütter auf ihre Söhne. Arbeit war kaum zu finden, denn die meisten Betriebe litten unter Rohstoffmangel und auch die französische Besatzungsmacht zeigte ihre Auswirkungen.

Westlich der Bahnlinie befanden sich außer der Herrenried- und der Buchsiedlung nur ein paar Häuser. Das unbewohnte sogenannte Herrenried reichte bis an die Lustenauer Straße mit dem damals noch stehenden ehemaligen Mauthaus. Diesem gegenüber zweigte im spitzen Winkel gegen Nordwesten ein Weg ab, der zum »Rheinhof« und zum Schwimmbad am Alten Rhein führte. In diesem Dreieck standen zwei Anwesen: Ein Wohnhaus mit kleinem Garten und daran anschließend der unscheinbare holzgewerbliche Betrieb des Johann Riedmann. Die Zufahrt erfolgte von der Lustenauer Straße. Auf der rechten Seite stand ein kleines rot bemaltes Wohnhäuschen, links und rechts waren Bretter gestapelt und den hinteren Abschluss bildeten ein paar ineinandergeschachtelte barackenähnliche Werkstätten. Hier wurden schon während des Weltkrieges Holzspielwaren hergestellt, zum Beispiel Schaukelpferde, Leiterwagen, Eisenbahnen, verschiedene Tiere.

Da hatte Johann Riedmann die Idee, nebenbei auch kunstgewerblich tätig zu werden. Ihm schwebte vor, Holzteller zu fertigen – eine Drehbank stand ja für die Spielwarenerzeugung bereits zur Verfügung – und diese zu bemalen oder mit Brennstäben zu verzieren. Also suchte er mittels einer Zeitungsanzeige eine künstlerisch begabte Person – und fand diese in der in den letzten Kriegstagen vom Arbeitsdienst heimgekehrten Kunststudentin Edith Runge aus Hohenems. Riedmann war, wie ein erstes Gespräch ergab, daran interessiert, noch weitere Arbeitskräfte einzustellen; die Mundpropaganda funktionierte



Der Betrieb Johann Riedmann, nach einem Ölgemälde von Margarethe Heyny

und wenig später waren in der Malerei acht Leute beschäftigt:
Waltraud Vogel, technische Zeichnerin und Hobbymalerin aus Hohenems
Edith Hellmann, Musterzeichnerin aus Mäder
Gebhard Platzer, Hobbymaler und -musiker aus Hohenems
Lydia Peter und Gert Witzemann, Handelsschulabsolventen aus Hohenems
Helmut Rüdissler, Sohn eines Malermeisters aus Hohenems sowie
Margarethe Heyny aus Götzis, eine ausgebildete Bühnen- und Kostümbildnerin von hohem künstlerischen Rang, die auch Malerei studiert hatte und mit immer neuen Ideen sowie durch ihre handwerklichen Fähigkeiten bald die Seele der Abteilung wurde.



*Schloss Glopper
als Motiv
auf Holzteller*

Innerhalb kurzer Zeit entstanden die ersten Entwürfe zu Wappentellern mit österreichischen und Vorarlberger Wappen und zu Blumentellern. Postkarten mit bekannten Motiven aus Vorarlberger und Tiroler Orten und Landschaften dienten als Bildvorlage. Jeder Kundenwunsch konnte erfüllt werden. Die Auswahl kannte keine Grenzen, sie reichte vom Sonnenaufgang am Körbersee über das winterliche Lech am Arlberg bis zum Sonnenuntergang am Bodensee. Da Geschenkartikel nach dem Krieg kaum erhältlich waren, fanden diese Erzeugnisse reißenden Absatz. Die besten Kunden waren französische Soldaten, die »Souvenirs« mit nach Frankreich nahmen.

Zwei geübte Drechsler – die ersten beiden waren der angehende Schlossermeister Josef Wolf und der Sticker Eduard Mathis – waren ständig damit beschäftigt, die Malerei mit entsprechendem Tellernachschub zu versorgen. In dieser Abteilung entstanden aber auch aus Obstgehölzen schöne Schalen, Dosen und Zierteller, die roh belassen und entsprechend poliert wurden.



Gedrechselte Dosen und Teller mit verschiedenen Motiven

Selbst die Spielwarenerzeugung nahm großen Aufschwung, nachdem die einzelnen Stücke ebenfalls bemalt oder bunt gebeizt wurden.

Es war kaum zu glauben: 1946/47 waren in diesem kleinen, unscheinbaren Betrieb etwa 30 Personen beschäftigt, davon acht in der Malerei und zwei in der Drechslerei, die übrigen arbeiteten im Zweischichtbetrieb in der Spielwarenerzeugung. Zwei Vertreter waren ständig auf Kundenbesuch, wovon einer auch als Holzeinkäufer tätig war. Der betriebseigene Steuerberater empfahl – anlässlich eines Besuches – unbedingt die Errichtung eines Büros für die kaufmännische Abwicklung des Betriebes. Also wurde, sozusagen über Nacht, ein weiterer Raum im Ausmaß von 2 mal 2 Meter an die Malerei angebaut und Gert Witzemann avancierte zum Buchhalter.

In den verschiedenen Abteilungen herrschte stets Hochbetrieb. Wenn in den Werkstätten die Hobelmaschine und die Band- und Kreissäge im Einsatz waren oder die Drehbänke liefen, verstand man infolge des hohen Lärmpegels kaum mehr das eigene Wort. Ruhender Pol hingegen war die Malerei, aber auch uneingeschränktes »geistiges Zentrum«. Hier erfuhr man die täglichen Neuigkeiten von Hohenems. Auch alle Begebenheiten und Ereignisse des Betriebes fanden da ihre Abhandlung. Hier wusste man bestimmte Geburts- und Gedenktage, die entsprechend publiziert und gefeiert wurden. Es herrschte stets eine fröhliche Stimmung, bei der Arbeit wurde oft mehrstimmig gesungen.

Bereits im Dezember 1945 organisierte man die erste betriebliche Weihnachtsfeier im Gasthaus »Rössle« in Altach und im Februar 1946 veranstaltete die Malerei – bestaunt von der Bevölkerung – den ersten Faschingsumzug nach dem Weltkrieg in Hohenems, der auch der erste und lange Zeit einzige des ganzen Landes war, mit anschließendem Betriebsfest im Gasthaus »Schäfle« in Hohenems. Für ein abwechslungsreiches Programm und eine Tombola zeichnete ebenfalls die Malerei verantwortlich, auch eine Faschingszeitung in Wort und Bild konnte sich sehen lassen. Im Sommer 1946 startete die Firma Riedmann den ersten Betriebsausflug. Das Ziel war Sankt Anton in Tirol, ergänzt durch eine Seilbahnfahrt auf den Galzig. Die Gruppe der Malerei jedoch stieg schon in Langen aus dem Zug und überquerte den Arlberg zu Fuß. Im Dezember 1946 wurde die zweite Weihnachtsfeier im Gasthaus »Schwert« in Altach inszeniert, ebenfalls mit einem reichhaltigen Programm. Alle diese vom Firmenchef angeregten Veranstaltungen wurden von den Arbeitnehmern insofern unterstützt, dass sie 1% ihres Lohnes in eine Betriebskasse einzahlten. Rückblickend ist die soziale Einstellung des Johann Riedmann zu bewundern, der – wenn auch mit bescheidenen Mitteln – für die Zufriedenheit seiner Mitarbeiter sorgte.

Der tägliche Weg vom und zum Arbeitsplatz erfolgte im Sommer wie im Winter entweder zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Nicht einmal die Belieferung der Kunden wurde mit einem Auto durchgeführt. Im Bedarfsfall fuhr der Altacher Rösslewirt mit Pferd und Brückenwagen entweder ins Ober- oder ins Unterland, während die Sendungen nach Tirol mit der Eisenbahn zugestellt wurden.

Dieser geschäftliche Höhenflug des Riedmann-Betriebes dauerte allerdings nur etwas mehr als zwei Jahre, bereits Mitte 1947 waren Anzeichen einer Trendumkehr zu erkennen. Einige gute Leute verließen die Firma aus verschiedenen Gründen, vor allem aber weil sie bessere und günstigere Arbeitsplätze fanden oder in ihre erlernten Berufe zurückkehren konnten. Außerdem konnte der Firmeninhaber die damalige Hochkonjunktur wirtschaftlich nicht voll ausschöpfen, er versäumte es, entsprechende Gewinne zu erzielen um notwendige Rücklagen zu machen. Plötzlich mangelte es an Geld. Die »Elite-Abteilung« Malerei beschäftigte 1948 schließlich nur noch eine Mitarbeiterin. Bald darauf löste sich der Betrieb in Hohenems vollständig auf und übersiedelte nach Lauterach. Die heute noch Lebenden des seinerzeitigen Riedmann-Betriebes – alle sind schon über 70 und teilweise über 80 Jahre alt – können sich nur noch wundern, dass damals so viele Leute in solch beschränkten Verhältnissen so fröhlich arbeiten konnten. Damals, 1945/47, war dies wirklich möglich, weil die Menschen nach sechs Kriegsjahren noch keine großen Ansprüche stellten und froh waren, vorübergehend eine Beschäftigung gefunden zu haben. Diese anspruchslose Zufriedenheit ist heute – leider – total verloren gegangen.

Anna Drexel (1899–1982)

Mi Leaba vom Bura bis wiedr zum Bura

Erinnerungen an meine Kindheit bedürfen keines eigenen Vorwortes. Ich will versuchen aus meinem Leben zu erzählen, das so einfach und doch so ereignisreich war.

Als Kind des Johann Gisinger und seiner Frau Wilhelmine, geb. Hoch, wurde ich während des Sonntagsgottesdienstes geboren und wurde auf den Namen Anna getauft. Mein erster Schrei auf dieser Welt war so laut, dass die Hebamme erklärte: »Das wird einmal eine gute Sängerin werden.« Diese Prophezeiung hat sich, so glaube ich, bei mir erfüllt. Ich erlebte eine sonnige, beschützte Kindheit.

Um die Jahrhundertwende wirkte sich die Industrialisierung auch bei uns aus. Mein Vater kaufte eine Handstickmaschine, zu der auch eine Fädelmaschine gehörte, die seine Frau bedienen musste. Ich musste noch nicht fädeln, ich war ja auch noch zu klein dazu. Mir gehörte noch die Natur und die Freiheit. – »Wo´s Dörflein dort zu Ende geht, wo´s Mühlenrad am Bach sich dreht –.«
Zwar drehte sich am Bach meiner Kindheit kein Mühlenrad, aber Fischerkähne schaukelten auf seinem Rücken, in die mein Nachbarsbub, der Anton, und ich immer wieder hineinkletterten. Das Boot lag umgekehrt am Ufer des Rheins und wir spielten fischen. Antons Vater war Berufsfischer und so konnten wir es ungehindert benützen. Wir setzten uns hinein, die Sonne schien uns ins Gesicht, der Wind spielte mit unseren Haaren, mit den Füßen paddelten wir im Wasser. Wir warfen Gras und Zweige hinein, das waren dann die Fische, die wir gefangen hatten. Wir sangen dazu ein lustiges Fischerliedchen:



Anna Drexel, Aufnahme zum 80. Geburtstag

Das Fischergewerbe
gibt rüstigen Mut,
wir haben zum Erbe
die Güter der Flut.

Wir graben nicht Schätze,
wir pflügen kein Feld,
wir angeln im Netze,
wir angeln ums Geld.

Wir legen die Reusen
den Schilfbach entlang,
und ruh'n an den Schleusen
und sondern den Fang.

Und wenn die Sonne hinter den Schweizer Bergen versank, wussten wir, dass es Zeit zum Heimgehen war. Von Ferne sahen wir schon den blauen Rauch aufsteigen aus den Kaminen, das Zeichen, dass die Mutter das Abendessen richtete. Es gab Riebel und Kaffee. Da wurde man satt ohne dass man Brot essen musste, denn das Brot war teuer und wenn die Stickerei nicht gut ging, war »Schmalhans« Küchenmeister.

Zum Spielen hatte ich eine hölzerne, bemalte Puppe, an der aber keine Farbe mehr zu erkennen war. Anton besaß ein hölzernes Ross, das am Hinterfuß lahnte. Das störte uns aber nicht, wir waren zufrieden und glücklich.

Mit den Judenfrauen hatte es für mich eine eigene Bewandnis. Wenn die Mutter nicht wusste, wohin mit dem Gartensegen oder sie hatte ein Körblein voller Eier, die man nicht unbedingt brauchte, bat sie mich zu Frau Elkan zu gehen, die würde sie mir bestimmt abkaufen, und sie tat es auch. »Nu«, sagte sie immer, »ich hätte noch genug Eier, aber ich nehme doch vierzig.« Es wäre unmöglich gewesen alle Eier selber zu essen, die die Frauen immer verkaufen wollten, aber die Gute verschenkte sie wieder an die armen Putz- und Waschfrauen, die sie hatte.



Nur zu bald waren die glücklichen Ehepaar Elkan sorglosen Tage der Kindheit vorüber

und so wurde ich schon zu leichten Arbeiten herangezogen. Wenn die Mutter Wäsche hatte oder aufs Feld musste, dann hieß es: »Heute musst du

fädeln«. Ich tat es gerne, denn der Vater sang mit mir die alten Lieder, die er selber schon als junger Bub gesungen hatte. Ich kann sie alle noch auswendig und wenn ich allein bin, singe ich sie leise vor mich hin und dann »erwacht die alte Zeit, die längst entschwunden, Kindertage und der ersten Liebe Glück...« Ich selber bin dann das einzige dankbare Publikum.

Es waren lauter alte Soldatenlieder, von denen eines mir am besten gefiel und mir einmal in der Schule zum Verhängnis wurde. Wir hatten Singstunde und jedes Mädchen durfte ihr Lieblingslied singen. Ich sang das Lied:» Drunten tief im Lazarette eine alte Nonne saß...« Weiter kam ich nicht. Die Schwester schrie mich an:» Setz dich, du bekommst eine Vier, wenn du nichts anderes kannst!« Hätte sie mich weitersingen lassen, wäre sie wahrscheinlich anderer Meinung gewesen. Das Lied erzählt von einem sterbenden Soldaten, dem eine alte Nonne den letzten Liebesdienst erwies. Ich weinte lange und zog die traurige Bilanz zwischen der alten und der jungen Schwester. Aber ich hatte den Vorfall bald vergessen und trällerte zu Hause wieder vor mich hin, denn mein sonniges Gemüt half mir über vieles Leidvolle hinweg. Das erzählte ich auch dem Anton. Der lachte mich aber aus, denn er fühlte sich schon als großer Bub, der über solche Kleinigkeiten, wie er sie nannte, nicht mehr weinte.

Wenn auch der Weg weit und im Winter oft beschwerlich war, ging ich gerne in die Schule. Auch die Schülermesse versäumte ich nie. Dabei muss man bedenken, dass ich schon durchgefroren in die kalte Kirche kam. Weil ich im Lesen Klassenbeste war, durfte ich bei der hl. Messe immer vorbeten, worum mich viele meiner Mitschülerinnen beneideten. Elektrisches Licht gab es noch nicht in der Kirche, so gab mir die Mutter einen Kerzenstummel mit, den ich auf die Bank stellte, damit ich lesen konnte. Als Erstes fragte am Morgen die Schwester: »Wer war heute in der Kirche?« Wir waren meist vollzählig; nur eine fehlte immer, die Huchler Mathilde. Sie hatte jeden Tag den gleichen Grund: »I ha fädla müsa.« Da sagte die Schwester immer zornig: »Ach dieses ewige Fädeln.« Es war aber kein Vorwurf für Tildele, im Gegenteil, sie war eine sehr fortschrittliche Lehrerin, sie hasste die Kinderarbeit, weil sie wusste, dass die Kinder über Gebühr beansprucht wurden und zum Lernen keine Zeit mehr hatten. Sie hatte beim Ortsschulrat in dieser Sache für die Kinder oft ein »Hühnchen« gerupft, aber es half nicht viel, denn man wusste, dass eben niemand da war, der die Arbeit in dieser Zeit tun konnte.

Um das Haushaltsgeld ein bisschen aufzubessern, wurde ich schon mit elf Jahren in den Sommerferien an einen Sticker als Fädlerin verdingt. Es war aber ein jähzorniger Mann, der oft fluchte. Weil wir Haus an Haus wohnten, hörte die Mutter ihn oft fluchen und sie sagte: »Lieber will ich auf die paar Zehnerle verzichten, als wenn das Kind sie unter diesen Umständen verdienen

muss.« Ich durfte wieder daheim bleiben und wenn ich beim Vater auf der Fensterbank saß, erzählte er mir oft von früher, wie er mit seinen Brüdern Sepp und Linus als kleines Hüterbüblein ins Schwabenland musste, um für sich ein Jöpplein und Schuhe für den Winter zu verdienen, von den Tränen, die er geweint habe, wenn er von der Mutter weg musste und vom Heimweh, das ihn zeitlebens nie mehr verlassen hat. Das zeigte sich am besten, wenn ein Drehorgelmann (die Drehorgel war das Instrument der Bettler) auf der Straße spielte und den Hut herhielt in der Hoffnung, dass sich ein paar Kreuzer hineinverirrten. Da konnte es vorkommen, dass dem oft harten Mann die Tränen in die Augen kamen. Er dachte dabei wohl an die eigenen Wanderjahre, als man oft schwer Arbeit finden konnte.

Gern erzählte er mir auch die schon zur Sage gewordenen Erlebnisse, die er und sein Bruder mit der »Pfaffenköchin« vom Götzner Kobel hatten. Sein Bruder war Hafner und verkaufte seine Erzeugnisse im Oberland. Es wurde wieder einmal spät, bis man ans Heimfahren denken konnte und die Uhr stand schon auf Mitternacht, als man beim Götzner Kobel ankam. Plötzlich wollte das Ross keinen Schritt mehr machen, da half kein Zureden und keine Peitsche. Es stand auf die Hinterbeine, hatte Schaum vor dem Maul und seine Flanken zitterten. Da durchzuckte den Fuhrmann ein Gedanke: »Die Pfaffenköchin«! Er schwang sich wieder auf den Wagen und sagte zum Vater: »Hannesle, halt dich ganz fest, jetzt probier ich noch etwas!« Er schlug dem zitternden Tier mit der Peitsche ein Kreuz auf den Rücken. Da fing das Tier zu rennen an. Es lief und lief, bis es schweißgebadet vor der heimatlichen Stalltüre stand. Sie waren sicher, dass die »Pfaffenköchin« vom Götzner Kobel das Pferd geschreckt hat. Aber das Zeichen des Kreuzes hatte den Bann der Hexe gebrochen.

Ein besonderes Ereignis war es für mich immer, wenn der Hausierer kam. Er hatte an einem Lederriemen einen Kasten umgehängt mit vielen Schubladen. Darin war alles, was man für den Haushalt brauchte: Nadel, Faden, Fingerhut, Meterband, Hafteln, Knöpfe, Scheren, Messer, Krotahegel*, Schuhriemen, Hosenträger usw. Der Hausiererkasten wurde zum Kurzwarenladen und dieser zum Warenhaus der heutigen Riesenwarenhäuser.

Viel Spaß machten mir auch die fahrenden Geschäftsleute. Da war der »Gitzeli-Mann« aus Diepoldsau, der die kleinen Kitzlein gleich an Ort und Stelle abstach und sie dann an den Wagen hängte. Der »Ferkel-Bösch« aus Lustenau, da waren dann die Frauen besonders heikel. Sie stiegen auf den Wagen und suchten sich die Ferkel selber aus. Sie mussten lang sein und Schlappohren haben. Kurze mit Spitzohren waren nicht gefragt, sie gediehen nicht und waren schlecht an den Metzger zu bringen. Dann kam noch der »Henne-

* Taschenklappmesser mit Holzgriff

le-Mann« vom Unterland. Ihn hörte man schon von weitem rufen: »Hennele, Hüali!« Die Frauen brachten ihm die alten Hühner, um sie für junge gegen ein bisschen Aufzählung einzutauschen.

Eine besondere Attraktion war noch der Bärentreiber. Er hatte einen großen Braunbären an einer Kette angebunden. Er konnte auf die Hinterfüße stehen und tanzen und »bittele« machen. Das fanden wir sehr lustig und die ganze Schar Kinder zog hinter ihm her bis nach Altach hinauf.

Auch der Bäcker kam jeden Tag zu seinen Kunden, was für die Frauen schon deshalb von Vorteil war, weil man das Brot, das man kaufte, in ein Büchlein schreiben konnte bis zum nächsten Zahltag. Man war damals so geldarm, dass man keinen »Kreuzer«, auch nicht für Brot, im Haus hatte. Es gab kaum einen Haushalt mit kleinen Kindern, der beim Lebensmittelhändler nicht in den »roten Zahlen« stand.

Nichts faszinierte mich so sehr wie das Betrachten meines Konterfeis in allen Spielarten: als Sängerin, Theaterspielerin oder Klosterschwester. Ich machte aus einem Fünf-Kilogramm-Papiersack eine Haube mit Flügeln, wie sie die »Barmherzigen Schwestern« früher hatten und darum von bösen Mäulern oft »Himmelhenna« genannt wurden. Es musste nicht immer ein Spiegel sein, vor dem ich meine Proben hielt, ich benützte oft ein Fenster dazu, in das ich hineinsang, eine Vorlesung hielt oder schimpfte, wie es die Schulstunde eben ergab. Da konnte es vorkommen, dass mich mein Nachbar, Benzers Marti, ein alter Mann, heimlich beobachtete. Er hatte seine helle Freude an mir und nannte mich dann scherzweise »Schwester Malefinka«.

Der Alltag sorgte immer für Abwechslung. Es gab aber auch Dinge, die den Leuten oft große Sorgen machten, zum Beispiel wenn der Rhein Hochwasser führte. Das war für die Männer der Wasserwehr immer ein Alarmzeichen, denn jeder wusste, jetzt wird die Lage ernst. Hatte das Wasser schon Löcher in den Damm gefressen, musste man mit Sandsäcken und geflochtenem Holz die Löcher stopfen um einen Dammbbruch zu vermeiden. Fast jeder, der draußen stand, hatte schon das Unglück einer Rheinüberschwemmung erlebt und kannte die Armut der Leute, die diese Katastrophe mit sich brachte. War dann die ärgste Gefahr gebannt, und man konnte wieder auf dem Wuhr stehen, versuchten die Männer das Holz, das der Rhein brachte, herauszuziehen. Ich wollte einfach auch einmal dabei sein. Ich liebte und kannte den Strom schon seit meinen Kindertagen in jeder Lage. Der Vater erlaubte mir in einer sturmdurchpeitschten Nacht mit hinauszugehen. An einer langen Stange befestigte er eine Sturmlaterne, mit der ich hinausleuchten konnte in die schwarze Nacht und auf das Wasser, damit er die Stämme besser sah, die die Strömung ans Ufer spülte und die er dann mit einem Zapin ans Land zog. Am Morgen holte man das Holz nach Hause. Die Stämme, die nicht gekennzeichnet waren,



Die letzte Rheinüberschwemmung 1890, etwa auf Höhe des Schwimmbades Rheinauen

durfte man behalten, manches Mal auch jene, die ein Brandmal hatten, wenn der Besitzer zu weit weg war und nicht ermittelt werden konnte. Ich bewunderte meinen Vater, wenn ihn draußen die Wogen umspülten, nicht klagend und jammernd um sein bedrohtes Leben oder die vernichtete Ernte. Wie ein Mann der Pflicht, jeder Zoll ein Held! Der Volksmund sagt: »Es ist kein Unglück so groß, dass nicht auch ein Glück dabei wäre.« Für uns Kinder bestand dieses Glück immer darin, dass wir nicht in die Schule mussten und im Bauern herumgondeln konnten. Die »Gondolieri« waren meist »Struslis« Gottfried (Jäger) und Michael Hoch. Es dauerte ziemlich lang, bis das Wasser so weit gesunken war, dass die Straßen wieder passierbar waren. Es musste nicht unbedingt ein Rheindammbruch sein, auch eine Überschwemmung des Koblacher Kanals konnte viel Schaden anrichten. Die Leute halfen sich so gut sie konnten. Sie waren eine große Familie.*

Auch in der Politik war man sich so ziemlich einig. Die meisten Männer vom Bauern waren Kasiner (Anhänger der christlichsozialen Partei). Ich kannte nur einen Mann, der nicht nur ein »Roter« war, sondern auch ein »Freigeist«. Er

* Wegen der immer wiederkehrenden Überschwemmungen wurde der Rhein in zwei Abschnitten begradigt: der Fußacher Durchstich 1895 – 1900, der Diepoldsauer Durchstich in den Jahren 1910 – 1923, allerdings unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg.

hielt sich die Zeitungen »Vorarlberger Volksfreund« und »Vorarlberger Wacht«, beides waren sozialdemokratische Zeitungen.

Wie fanatisch die Kasiner sein konnten, zeigte sich in den Jahren der liberalen Ära, als von 1903–1904 die Emser Wasserversorgung unter Bürgermeister August Reis hergestellt wurde. Diese segensreiche Einrichtung war eine große Arbeitererleichterung. Man musste das Wasser nicht mehr am Brunnen außerhalb des Hauses holen, was besonders im Winter sehr mühsam war oder wenn gerade große Wäsche war und bei jedem Sudelwetter das Wasser mit Kübeln hergeschleppt werden musste. Aber der Benzer Franz, unser Nachbar, konnte sich nicht entschließen, den Liberalen den Gefallen zu tun und die Wasserleitung ins Haus zu nehmen. Er behielt seinen Pumpbrunnen, wenn auch das Wasser einmal grau oder gelb war, während das Hochdruckwasser in der Küche aus den Röhren wie ein silberner Quell sprudelte. Seine Frau, die Aurelia, ging das ganze Jahr an den Gießenbach die Wäsche schwemmen, sofern der Bach im Winter nicht zugefroren war. Sie hatte nie ein Wägele bei sich, sondern trug ihre Wäsche auf dem Kopf in einer »Gelta«.

Wir hatten bei unserem Haus eine große Bank, bei der sich allabendlich aus der Nachbarschaft alle Männer, wenn es ihre Zeit erlaubte, versammelten. Und wenn im nahen Kirchele der »Englische Gruß« geläutet wurde, nahmen sie die Zipfelkappen vom Kopf, nahmen die Pfeife aus dem Mund und beteten still ein »Vater unser«. Man wünschte sich einen guten Abend, dann konnten die Tagesereignisse besprochen werden. Hauptredner war immer Dalosers Jokele. Er verstand auch etwas von Politik und war einer der ersten, der eine Schifflmaschine hatte. Für eine große Ehre hielten es die Männer auch, wenn Benzers Richard (später Dr. Richard Benzer, Gymnasiallehrer und Verfasser historischer Schriften), in den Studienferien zu ihnen aufs Bänkle kam und von den großen Reisen in die weite Welt erzählte. Es war für diese einfachen Leute wie ein Märchen aus 1001 Nacht. Die alten Männer lauschten mit »angespannten Ohren« den Ausführungen des jungen Mannes, der eben ein »Studierter« war. Aus Paris kam einmal eine Karte von ihm an meinen Vater mit einem besonderen Gruß an »Euren Präsidenten Jokele, der zur abendlichen Stunde auf ‚Mäderers‘ (das war der Hausname meines Vaters) Bänkle seine Sitzung hält.«



Dr. Richard Benzer

Haupterwerbszweig war das Handsticken. Aber allmählich stellten sich vor allem junge Sticker auf Schifflemaschinen um. In den zehn Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurden große Fabriken gebaut mit 10 – 20 Maschinen, Automaten, die die Sticker ersetzten. Zu dieser Zeit verkaufte auch mein Vater die Handstickmaschine und kaufte dafür eine Kuh. Er ging als Aufspanner in eine Stickereifabrik. Auch mich befreite man von der Sommerschule, damit ich in die Fabrik gehen konnte. Wenn der Gewerbeinspektor kam, musste ich immer hinausgehen, weil Kinderarbeit eigentlich verboten war. Ich war wie viele meiner Altersgenossinnen Schifflerfädlerin. Ich liebte die Arbeit und auch das Milieu in der Fabrik. Ich kannte den Gegensatz von Schule und Fabrik noch nicht. Nur mein Vater war immer in Sorge, ich könnte aus unberufenem Munde etwas erfahren, was sich wie ein Reif im Frühling meines Lebens auf mein kindliches Gemüt legen könnte. Er blieb in der Pause immer bei mir am Fädertischle sitzen und aß mit mir sein Jausenbrot. Der sittenstrenge Mann



Belegschaft der Firma Morell in Altach, Anna Drexel stehend ganz rechts

wollte nicht, dass sein Kind die losen Späße der jungen Burschen mitanhören musste. Mein Vater wusste es beim Meister durchzusetzen, dass mein Arbeitsnachbar ein junger Bub war, der ganz seinen Wünschen entsprach. Er war hilfsbereit in Dingen, die mir noch Schwierigkeiten machten. Wenn sich ein Berg Schiffler auf meinem Tischle türmte, half er mir sie zu füllen, dabei

erzählte er mir von Hexen und Schratten so anschaulich, dass wir beide es selber glaubten. Wir waren eben noch Kinder jener Zeit, für uns war nicht alles tot, was begraben war. Der Ahn erzählte es seinem Enkel und dieser bewahrte es in seinem verschwiegenen Alemannenherzen für spätere Geschlechter.

Während wir noch Märchen und Sagen erzählten, braute sich am politischen Himmel ein furchtbares Unwetter zusammen, 1914, die Schüsse von Sarajewo waren der Funke im Pulverfass, der einen Krieg heraufbeschwor, der die ohnehin schon zerrüttete Monarchie – nur noch zusammengehalten durch das Stirnband einer alten Krone – völlig zerstörte.

Die Fabrik wurde 1915 geschlossen. Der Krieg zerstörte die Idylle, die jungen Männer mussten einrücken und die Begeisterung für den Krieg ließ bald nach. Der zum Erben des Thrones berufene Neffe Kaiser Franz Josephs, Erzherzog Franz Ferdinand, stand als erster Toter in den Verlustlisten eines alle Erdteile erschütternden Krieges. Bald kamen die Verlust- und Vermisstenmeldungen aus Galizien, Gefangenentransporte aus Russland. Herausgerissen aus der Geborgenheit einer Familie wurde des Kriegers Heimat oft die Welt, die Waffe seine Braut, das Dach war das Sternenzelt, wo Gott herunterschautete. Und als stiller, bleibender Gast zog in die Häuser, aus denen Väter und Söhne eingedrückt waren, still Frau Sorge ein. Sie war bei ihnen in der Arbeit und am Abend beim warmen Ofen, wo man der fernen Lieben gedachte. Mutterliebe zieht über Berg und Tal, sie sucht und findet ihre Kinder, wenn auch nur in Gedanken in der Eiswüste Russlands oder im Stellungskrieg an der italienischen Front. Aus dieser Zeit stammt das Gedicht von Karl Mathis (Butsches Karli).

Schäfleins fein gesponnene Locken
strickte ich beim Lampenschein.
Und als fertig dann die Socken,
packt' ich sie behutsam ein.

Eine Träne fiel ganz stille
auf das neu gestrickte Paar,
doch es ist so Gottes Wille,
ohne ihn da fällt kein Haar.

Das Paket ich adressiere
an meinen Jüngsten in der Fern,
dass die Post es nicht verliere,
dafür bet' ich noch zum Herrn.

Eine Landkarte, die der Fröhmesser von Altach, Gebhard Gunz, an unserem Haus anbrachte, ermöglichte es, die Kinder wenigstens in Gedanken zu finden. Er kam allabendlich und steckte die Fronten ab, wo die Unseren waren. Der begeisterte Priester ging als Feldkurat an die Front und später als »Zimbapfarrer« in die Geschichte der Heimat ein.

Der Kaiser musste den Zusammenbruch der Monarchie nicht mehr erleben, er starb am 21. November 1916. Mit ihm starb auch die Monarchie. Wenn die Regimentsmusiken das »Gott erhalte« spielten, dann wurden die Reihen der Soldaten voll Stolz und Ehrfurcht, denn der Kaiser war ein »Ritter ohne Furcht und Tadel«. Er konnte seinen Völkern den Krieg nicht ersparen und auch nicht das Unheil, das die Nachkriegszeit mit sich brachte. Das Schicksal der österreichischen Kronprinzen und Erzherzöge war, dass sie zu spät an die Macht kamen. Jüngere Hände hätten den verworrenen Knoten des Vielvölkerstaates besser oder anders gelöst, aber der Kaiser dankte nicht ab.

Arbeitslosigkeit und Missernten vervollständigten die Not. Des Hungers hagerer Krallen fasste nach den Menschen. Die Einfuhren wurden gesperrt, nur aus dem kleinen Grenzverkehr konnten aus der Schweiz gewisse Lebensmittel bezogen werden. Die Leute westlich der Bahnlinie konnten jede Woche 5 Pfund Brot und ein halbes Kilo Schokolade aus der Schweiz beziehen, das man aber oft wieder um Kleider oder Wäsche umgetauscht hat, weil die Leute schon buchstäblich in Lumpen herumgelaufen sind. Ich weiß noch gut, wie die Mutter um einen »Fünfpfünder« eine Hose für den Vater eingetauscht hat. Der Schwarzhandel blühte. Wer nichts zu tauschen hatte, bekam nichts. Wer in der Schweiz zur Arbeit ging oder Brot holen konnte, benutzte den Grenzverkehr zum Schmuggeln.

Unsere Familie litt im Essen keine Not. Aber wie ehrfürchtig man mit dem Brot umging, bezeugte immer die Tatsache, wie andächtig die Mutter das Kreuz auf das Brot machte, bevor es angeschnitten wurde. Wir bebauten auch zwei große Äcker mit Mais und Kartoffeln und allem Gemüse, das man brauchte. Außerdem besaßen wir eine Kuh, von der die Mutter behauptete, man müsse vor ihr den Hut ziehen. Sie nähere nicht nur unsere Familie, sondern ver helfe manchem Kleinkind zu einem Fläschchen guter Milch, das sonst keine oder nur verdünnte Milch bekommen hätte.

Auch die Landstreicher kamen bei der Mutter immer gut an. Sie hatte im Winter immer Milch, einen Teller Maisbrei oder ein paar Kartoffeln im warmen Rohr stehen. Für die Bettler, wie sie sagte. Auf die Frage, warum er gerade zu uns käme, nachdem er vier Häuser ausgelassen hätte, erwiderte ihr der alte Mann: »Gute Frau, habt ihr noch nie beobachtet, dass an eurem Haus ein Zeichen ist, das besagt, hier gibt es etwas zu essen?« Das Zeichen war ein kleiner Ring, der wohl einen Teller bedeuten sollte mit einem Brot darin. Wir

hatten es nie bemerkt, weil es ganz unauffällig an der Hauswand angebracht war.

Der Hunger machte dem Krieg ein Ende, aber es war ein Ende mit Schrecken. Ein geschlagenes Heer, einst der Stolz der Nation. Viele von denen, die begeistert ausgezogen waren, kamen nicht mehr heim: Gefallen, vermisst oder zu Krüppeln geschossen, hungrig in Lumpen gehüllt, ohne Sold. Die Mutter des Heimkehrers wusste nicht, womit sie den Teller füllen könnte, der auf dem Tisch an seinem Platz stand. Sogar das Vieh wurde um sein Futter beneidet. Eine Stockrübe wäre eine Delikatesse gewesen.

Als Josef Drexel, mein späterer Mann, ausgehungert vom Krieg auf Urlaub nach Hause kam, hörte er, wie seine Mutter rief: »Ach Gott, jetzt kommt der auch noch!« Aber es war nicht so gemeint wie gesagt, einfach weil sie nichts zu essen hatten für ihn. Das stimmte ihn traurig und beinahe wäre er wieder umgekehrt. Aber er besann sich eines Besseren und schlich heimlich hinters Haus zum alten Stallbirnbaum. Da stillte er vorerst seinen Hunger mit Birnen. Dadurch zog er sich eine Darmkolik zu, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte. So hungerten sich alle durch den Urlaub. Sie freuten sich einander lebend zu sehen, in der Hoffnung, dass das Elend bald ein Ende nehmen würde. Als Josef wieder an der Front war, sagte eines Tages der jüdische Freund Samuel: »Josche, willst du mir nicht geben einen ‚Gilden‘, ich werde dir verhelfen zu einem Urlaubsschein, musst du nicht mehr ‚einrücken‘ zu Pararas-Militär.« Aber Josef musste auch so nicht mehr einrücken, einige Tage später war der Krieg zu Ende.

Die Leute kehrten heim, aber sie fanden weder Arbeit noch Brot. Die Wirtschaft lag darnieder. Man griff zur Selbsthilfe. Um die Stickerei wieder in Schwung zu bringen, begann man mit Schmuggeln. Vorerst wurden Stickereigarne im Großen über den Rhein geschmuggelt, auch Kaffee, Zucker und Gummwaren fanden reißenden Absatz. Eine große Zahl Mädchen fanden in den großen Stickereibetrieben des schweizerischen Rheintales Arbeit. Man hatte abgestellte Säcke um den Leib gebunden und füllte diese mit Mehl, Zucker, Grieß, Gummischnuller, Hosengummi, Lochgummi, Faden und Wolle. Gefährlich war das Schmuggeln im Großen. Auch ich ging nach Altstätten zur Firma Fidel Eugster als Nachseherin. Ich blieb die Woche über in der Schweiz. Ein Fahrrad wäre ein Luxus gewesen. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, dass jemand eines gehabt hätte. Am Samstag fuhr man mit der Tram nach Krießern und von dort ging es eine halbe Stunde zu Fuß – auf »Schusters Rappen« – dem Wuhr entlang nach Hause.

So verging der Sommer und im Herbst war ich zum letzten Mal in der Schule, aber nur um mein Zeugnis zu holen. Ich war ausgeschult, leider. Mir war das Lernen nie eine lästige Pflicht gewesen, nur das Rechnen war nicht gerade

mein Lieblingsfach. Aber die Schwester meinte, das ließe sich in Nachhilfestunden schon nachholen und dem Wunsch Lehrerin zu werden, stünde nichts mehr im Wege.

Im Jahre 1919 verkauften wir das Haus an der Lustenauer Straße und erwarben das Haus Rheinstraße 7 mit einem schönen, neuen Stall und 10 Ar Wiese dabei. Eine Kuh, zwei Schweine, Ziegen und das diverse Federvieh bevölkerten den Stall. Neben der Fabrik betrieb mein Vater mit viel Freude die kleine Landwirtschaft, zu der auch drei große Wiesen und ein Gemeindeacker gehörten. In der Freizeit musste ich fest mithelfen, aber das hinderte mich nicht am kulturellen Leben teilzunehmen.

Ich war begeistertes Mitglied des Kirchenchores. Im Gesangverein »Liederhalle« und im Arbeiterverein spielte ich Theater, meistens hatte ich eine Hauptrolle. Aus der Spielgruppe des Arbeitervereins wurde später die Laienbühne. Singen und Theaterspielen waren meine Hobbys. Ich erlebte eine heitere, beschwingte Jugend mit frohen Menschen bei der Arbeit und beim Spiel. Da kam keine Langeweile auf und kein Lebensüberdruß.

In dieser Zeit lernte ich den Sticker Josef Drexel kennen, der der Bruder meiner Freundin war. Zu dieser Zeit war er noch beim Grenzschutz am Rhein. Er war ein junger Bursch von 28 Jahren, groß, stark, er war so wie ich mir immer einen Mann fürs Leben vorstellte. Auch er fand Gefallen an mir und so wurden wir ein schmuckes Paar.

Bald ging es mit der Stickerei wieder aufwärts und Josef konnte wieder sticken. Auch richtete mein zukünftiger Mann eine Tüchlenäherei ein, in der er mich auch anstellte. Aber es war unmöglich eine Wohnung zu finden.

Am 18. Mai 1925 starb mein lieber Vater. Weil die Mutter und ich noch das Haus bewohnten, war auch die Wohnungsfrage gelöst und wir entschlossen uns nach dem Trauerjahr zu heiraten.

Am 11. Oktober 1926 schlossen wir in der Pfarrkirche zu Hohenems den Bund fürs Leben. Schon im nächsten Jahr wurde unsere Ehe mit Kindern gesegnet, es waren Zwillinge, zwei allerliebste Bübchen, aber lebensschwach. Sie wurden notgetauft auf die Namen Josef und Judas Thaddäus. Sie hielten nicht viel von dieser Welt und verabschiedeten sich schon am nächsten Tag in Richtung himmelwärts. Ich trauerte um meine Kinder wie nur eine junge Mutter um ihr totes Kind trauern kann.

Die Mutter trauert im öden Haus,
ihr kleines Englein, es flog hinaus.
Sie tritt zur Wiege wohl hundertmal,
auf all die Liebe kein Widerhall.
Muss leise klopfen ganz sanft und lind,
die Mutter trauert um ihr totes Kind.

Kaum genesen, bat mich die Mutter in die Kirche zur Aussegnung zu gehen, damit ich auch das Gelübde erfüllen könne, das sie ohne mein Wissen in ihrer Not gemacht hatte. Also ging ich schwach und schlotterig in die Buggenau hinauf. Dort steht eine kleine Kapelle, die der »Muttergottes von der immerwährenden Hilfe« geweiht ist. Also ging ich in die Kapelle, bat den Priester um den Segen der Kirche. Er besprengte mich mit Weihwasser, dabei musste ich ein Licht tragen. Ich betete den mir von der Mutter vorgeschriebenen Psalter. Am späten Nachmittag ging ich die Bahnhofstraße hinunter bis zur Seilerei Palan, wo heute das City-Center steht. Dort stand breit und behäbig, die Arme in die Hüften gestützt auf der Stiege die Seilermeisterin Palan. Auf die Frage, woher ich komme, erklärte ich ihr den Grund meiner Wallfahrt. Der sonst so redegewandten Frau verschlug es vorerst die Stimme, sie sagte nur: »So, so, ja dann geh nur schnell heim und sag der Mutter einen schönen Gruß und sie soll morgen auf den Acker kommen.« Die Äcker lagen nebeneinander an der Oberen Kanalstraße. Müde, aber glücklich, das Versprechen der Mutter eingelöst zu haben, kam ich nach Hause. Ich überbrachte ihr auch den Gruß von Frau Palan und die Aufforderung morgen auf den Acker zu kommen. Ihr schwante Unheil. Sie wusste, dass es jetzt Vorwürfe regnen würde ohne Zahl. Sie kannte die resolute Frau, der man aber nie böse sein konnte, weil sie letzten Endes doch immer Recht hatte.

Ich erholte mich schnell, und über Jahr und Tag wurde mir wieder ein schön geputztes Bündelchen zur Seite gelegt, ein Mädchen. Ihr erster Schrei auf dieser Welt war so laut, dass die Hebamme sagte: »Dieses Kind wird sich im Leben sicher durchsetzen.« Wenn je eine Prophezeiung sich bewahrheitet hat, hat sie sich in diesem Kind erfüllt. Um 12 Uhr geboren, wurde sie um 2 Uhr getauft auf den Namen Anna.

Der Taufschmaus bestand aus Gugelhupf und Kaffee. Einen Taufunterricht gab es damals noch nicht. Göti und Gota waren meistens religiös genug gefestigt und waren sich auch bewusst, welche Aufgabe sie übernahmen.

Als Pflegerin während meines Wochenbettes oder wie man heute so schön sagt eine Familienhelferin war bei uns »Erats Emie«. Sie war vielseitig verwendbar: Sie begleitete den Menschen buchstäblich von der Wiege bis zum Grabe, sie war nämlich auch »Leichenbitterin«.*

In dieser Eigenschaft hat sie unserer Olga, als sie achtjährig an einer doppelten Lungenentzündung erkrankte, schon die »Leich« angesagt. Sie musste für Patsch'es Nannele im oberen Weiler die Leich ansagen. Weil die Emie eben alles und noch mehr wusste als andere Leute, witterte sie ein Geschäft: Weil sie nur einmal laden müsse, dafür zweimal kassieren könne. Aber dank der

* Siehe »emser almanach« No. 3 »D'Emie« von Isolde Nadler-Kick

sorgsamem Pflege von Eltern, Ärzten, Schwestern, vor allem der Hilfe Gottes, blieb Olga am Leben.

Erst Emie war auch Putz- und Waschfrau und zu allen landwirtschaftlichen Arbeiten wie Heuen, Kartoffelgraben konnte sie herangezogen werden. Aber nicht nur sie, auch ein Dutzend andere Frauen, die nicht das Glück hatten, in einer Großfamilie oder bei einem Kind, das verheiratet war zu sein, traf das gleiche Los, oder wenn der Mann zu wenig verdiente für die meistens große Familie. Niemand hatte eine Rente oder Versicherung. Wochenlang war man ohne Kreuzer Geld, bis endlich eines der Kinder ein bisschen verdienen konnte und die Armut erträglicher wurde. So kam ein Kind nach dem anderen, bis die heilige Zahl sieben erfüllt war. Es kamen wieder schlechte Zeiten, die Stickerie ging bald so schlecht, dass es sich nicht mehr rentierte zu arbeiten. Bis die Löhne für die Nachseherin, Licht, Öl und Heizung bezahlt waren, blieb kein Geld mehr übrig zum Leben. Ich musste oft bis in die späte Nacht nachsticken, denn bei den unruhigen Kindern war es unmöglich zu arbeiten. Hatte ich das eine oder andere auf dem Schoß, hielt es das Fingerle unter die Nadel. Waren sie auf dem Boden, hielten sie das Rad an der Maschine an, weil es ihnen Spaß machte damit zu spielen.

Hier enden die Notizen unserer Mutter.

Anna Drexel, geborene Gisinger, geboren am 22. Oktober 1899 in Hohenems, gestorben am 1. Juni 1982, ebenfalls in Hohenems.

Am 80. Geburtstag baten die Kinder der Anna Drexel, sie möge wichtige Geschehnisse aus ihrem Leben niederschreiben. Sie konnte diesem Wunsch nicht zur Gänze nachkommen, ihr Tod knapp drei Jahre später ließ ihre Aufzeichnungen unvollendet. Die Tochter Olga hat die verdienstvolle Aufgabe übernommen, die Erinnerungen in Reinschrift zu setzen.

Der Archivar berichtet ...

Dem Kulturkreis Hohenems sind wiederholt Exponate als Schenkung übergeben worden, die für Hohenems historische Bedeutung haben und anhand dieser Geräte und Gegenstände ein Einblick in das Leben und Arbeiten unserer Vorfahren gewährt wird.

So erhielten wir von **Frau Steffi Fenkart** eine **alte Hohenemser Frauen-tracht**, die zwischen 1800 und 1850 hergestellt worden sein dürfte. Sie war die Vorlage für die heute bestehende Tracht.

Frau Thusnelda Wekerle schenkte dem KKH jene **Männertracht**, mit der ihr Vater, Volksschuldirektor Hermann Wekerle, an vielen Trachtenumzügen und bei öffentlichen Anlässen teilgenommen hatte.

Eine nähere Abhandlung über die Hohenemser Tracht findet sich in dieser Ausgabe des »emser almanach«.

Im Dezember 2000 schenkte **Herr Reinhard König** aus Altach der Stadt Hohenems einen historischen **Grenzstein**, den er und sein Bruder Günter König vor etwa 25 Jahren aus dem Koblacher Kanal geborgen hatten. Darüber wurde im Gemeindeblatt Nr. 49 vom 9. Dezember 2000 ausführlich berichtet. Erfreulich, dass das Amt der Stadt Hohenems diesen Grenzstein dem KKH zur entsprechenden Pflege, Aufbewahrung und allfälligen Verwendung überlassen hat.

Weiters überließ uns das **Stadtarchiv Dornbirn 22 Druckwerke** aus seiner Reihe »Dornbirner Schriften – Beiträge zur Stadtkunde«.

Wir danken allen Spendern recht herzlich für ihr Entgegenkommen, ihr Vertrauen in den Kulturkreis und für die Überlassung dieser Exponate und hoffen, dass wir durch solche Schenkungen aus der Bevölkerung unser Archiv noch erweitern können.

Im Archiv sind jetzt alle vorhandenen Bücher geordnet und katalogisiert. Es handelt sich immerhin um 660 Buch- und Druckschriftentitel, die sich in unseren Regalen und in den Vitrinen im Büro im »Kitzinger« angesammelt haben.

Um verschiedene Schriftenreihen komplettieren oder unsere Archivbestände aufstocken zu können, wäre es erfreulich, wenn uns geeignete Exponate zur Bearbeitung, Ausstellung usw. überlassen würden.

Den bisherigen Spendern nochmals herzlichen Dank!

Kulturkreis Hohenems im InfoNet-Austria

Eine äußerst interessante Broschüre mit dem Titel »InfoNet-AUSTRIA« ist heuer erschienen. Sie wurde von der Österreichischen Nationalbibliothek im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur herausgegeben.

Diese Publikation beinhaltet das Thema Kunst und beschreibt über 300 Einrichtungen aus den Gebieten Bildende und Darstellende Kunst, Architektur, Musik, Theater, Volkskunst etc.

Im Kapitel Vorarlberg sind zum Beispiel Kultureinrichtungen beschrieben wie: Vorarlberger Landesarchiv, Bregenzer Festspiele, Bundesdenkmalamt, Kunsthaus Bregenz, Stadtbibliothek Feldkirch, Stadtmuseum Dornbirn, Vorarlberger Landesmuseum, Vorarlberger Architektur-Institut. Dem Kulturkreis Hohenems sind in diesem kulturellen Nachschlagewerk mehrere Seiten gewidmet, was als eine besondere Wertschätzung dieses aktiven Hohenemser Kulturvereines zu verstehen ist, zumal an diese österreichweite Dokumentation hohe Ansprüche gestellt wurden.

Mit der Präsenz des Hohenemser Kulturkreises in diesem Buch ist die Stadt Hohenems in der österreichischen Kulturlandschaft würdig vertreten.

Die Broschüre »InfoNet-Austria« kann bei der Österreichischen Nationalbibliothek, Abteilung Österreich-Dokumentation, Josefsplatz 1, A-1015 Wien, angefordert werden.

Kontaktstelle: Frau Mag. Ulrike M. Winkler und Frau Mag. Christa Müller, Telefon 01/534 10-372, Fax 01/534 10-377 oder per email: InfoNet@onb.ac.at

Aus dem Gemeindeblatt Hohenems vom 3. November 2001

Fotonachweis:

Bestattungs- und Friedhofsamt, Zürich
Daniel Fuchs, Appenzell
Leonhard Glatthaar
Herbert Häfele
Rösle Häfele
Haupt- und Landgestüt Marbach, Gomadingen-Marbach
Hohenemser Waldverein
Dr. Dietmar Jäger
Hannelore König
Kulturkreis Hohenems
Josef Nachbauer
Dr. Elisabeth Reisinger, Wien
MR Dr. Johann Schuler
Stadtarchiv Dornbirn, Repro Sign. 15.846 (Dr. Edwin Oberhauser)
Sigrid Witzemann

Adressen der Autoren:

Leonhard Glatthaar, Theodor-Körner-Straße 27, A-6845 Hohenems
Mag. Norbert Häfele; Wasenstraße 8, A-6845 Hohenems
HR Dipl.-Ing. Hermann Hyden, Wildbach- und Lawinenverbauung,
Gebietsbauleitung Bregenz, Rheinstraße 32/4, A-6900 Bregenz
Prof. Gilbert Klien, Unter der Burg 22, A-6845 Hohenems
Dipl.-Ing. Wilfried Küng, Bezirkshauptmannschaft Dornbirn, Klaudiastraße 2,
A-6850 Dornbirn
Dr. Norbert Peter, Kaiser-Franz-Josef-Straße 133, A-6845 Hohenems
Gert Witzemann, Lehargasse 26, A-6850 Dornbirn